Enc.
98
Fiche

H. lit. 15. 116

~~Hist lit.~~ m.

Enc. 98.

~~Hist lit. Encyclop. 153.~~

Fiche

~~[illegible]~~

Theorie
der
Popularität.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Von

Johann Christoph Greiling,

Prediger zu Neu-Gattersleben und designirtem Oberprediger zu Aschersleben.

Magdeburg,
bey Georg Christian Keil. 1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Hochwohlgeboren

dem

Königl. Preußischen Geheimen Cabinets-Rath,

Herrn

Beume

ehrfurchtsvoll

und aus lauterer Hochachtung gewidmet

vom

Verfasser.

Vorrede.

Vielleicht nimmt mancher gegenwärtiges Buch in die Hand mit dem Vorurtheil: daß über einen so oft abgehandelten Gegenstand nichts Neues in der Hauptsache vorzubringen sey, oder wundert sich, wie man über eine Sache, die ja gar wohl in einer Abhandlung abgethan werden könne, ein Buch schreiben möge. Allein wenn man die Vollendung einer Untersuchung nach der Menge der Schriften beurtheilen könnte, so müßte schon lange über Philosophie, Religion und Erziehung kein vernünftiges Wort mehr vorzubringen seyn. Zwar ist es unmöglich, daß diese Abhandlung lau-

ter unerhörte Dinge enthalte, und der Verfasser ist jenes Organs nicht theilhaftig, vermittelst dessen man alles neu sieht, alles Geborne neu gebiert, und alles Geschaffene noch einmal schafft, jedoch immer so, wie es vom Anbeginn war. Auch müßte derjenige, der mehr nach Originalität, als nach Nutzbarkeit strebt, diese populäre Materie ganz unberührt lassen, es sey denn, daß er längst bekannte Ideen in neu gestempelten Ausdrücken für etwas so eben Entdecktes auszugeben suchte. Indessen ist sich der Verfasser bewußt, daß er, enthalte sein Vortrag Altes oder Neues, durchaus selbst geforscht, nichts entlehnt, alle seine Vorgänger ignorirt, und seinen Gegenstand aus einem Gesichtspunkt betrachtet, mit einer Vollständigkeit denselben entwickelt habe, wie dieses, seines Wissens, kein anderer gethan hat.

Ausser der polemischen Rücksicht, welche auf Garves Abhandlung in den vermischten Schriften desselben über diesen Gegenstand — genommen worden, schwebten dem Verfasser keine anderen

ren Ideen vor, als seine eigenen. Wenn man indessen die Hauptideen dieses Buchs in einem berühmten kritischen Blatte schon angedeutet finden sollte, so widerstreitet dieses der so eben gethanen Aeusserung nicht, indem ja Andeutung und Ausführung aus einer und derselben Quelle geflossen seyn können.

Zu einer Zeit, wo man den öffentlichen Vortrag praktischer Wahrheiten auf eine höhere Stufe der Kunst zu erheben sucht, wo wegen der allgemeineren spekulativen Tendenz ächte Popularität seltener, und eben darum das Bedürfniß derselben fühlbarer wird; zu einer Zeit, wo theils eine finstere spekulative, theils eine phantasiereiche mystische Behandlung der Religion herrschend zu werden strebt, wo man bald zu viel bald zu wenig Vernunft in der Religionstheorie findet, schien die Behandlung dieses Gegenstandes nicht ganz unzweckmäßig zu seyn, zumal, da die Popularität die Vorstellungsart des gesunden Verstandes in Schutz nimmt, was freylich in den Augen derer,

die

die sich ihres Verstandes schämen, keine Empfehlung der Popularität ist. Obgleich diese Abhandlung gar nicht blos für Prediger bestimmt ist, sondern sich zu aller und jeder popularen Darstellung erweitert, sey diese prosaisch oder poetisch: so ist doch auf den Religionslehrer, der unter allen noch das größte Auditorium hat, vorzüglich Rücksicht genommen worden. Es liegt daher diesem Werke die Idee zum Grunde, daß, so wie die Regel der Logik von allem Denken, die der Grammatik von allem Reden und Schreiben gelten, eben so die Regeln der Popularität von jedem nicht wissenschaftlichen Vortrage, habe er Belehrung oder Vergnügen zur Absicht, Ernst oder Scherz zu seinem Gegenstand. Für den Religionslehrer folgt hieraus die unerbittliche Bedingung: daß jeder Satz, jede Vorstellungsart, die keiner Darstellung in konkreto, keiner ästhetischen Behandlung fähig ist, die also nur in schulmäßiger Wissenschaftlichkeit, in bloßen Begriffen mitgetheilt werden kann, ohne alle Gnade von der

Kan-

Kanzel verbannt werden müsse, weil sie für das Organ des Auditoriums nicht geeignet ist, wenn sie auch noch so grosses spekulatives Interesse hätte.

Diese Theorie bestreitet ihrem Standpunkte nach, auf welchen sie die Untersuchung stellt, zwey gangbare Vorurtheile. Einmal: daß zur Popularität weder wissenschaftlicher Geist im Denken und Ordnen, noch schöne Kunst in der Darstellung erforderlich sey, daß vielmehr beydes den Vortrag unpopular mache. Vielmehr sucht diese Theorie zu erweisen, daß nur allein der wissenschaftliche Kopf vermittelst der schönen Kunst ächt popular seyn könne, daß Popularität nur ein Werk der Kunst sey, und nennet jeden Vortrag, der keine höheren Ideen und keine Wissenschaft im Hinterhalt und zur Grundlage, und keine schöne Kunst in der Ausführung hat, geist- und geschmackloses, gemeines, plebeies Werk. Bey einem Vortrag, der nichts als gemeine Gedanken, an-

ge-

gesehen aus dem gemeinen Standpunkte, enthält, kann auch nicht einmal die Nachfrage nach Popularität entstehen, da ja die Gedanken nicht anders als gemein, und der Vortrag nicht anders als höchst verständlich ausfallen können. Vielmehr fordert und lobet man die Popularität alsdann, wenn einer höhere ungemeine Dinge aus ungewöhnlichen Gesichtspunkten, und doch mit einer an den gemeinen Verstand sich anschmiegenden Faßlichkeit, und mit der Leichtigkeit des Geläufigen darzustellen weiß. Das andere Vorurtheil, welches die Popularität in eine bloße Negation setzt, und den berühmten Namen eines Garve zu seinem Anhänger hat, sucht zu überreden, als bestehe die Popularität blos in dem Gebrauche der Sprache, und wenn man nur alle wissenschaftlichen und poetischen Ausdrücke vermeide, und zwischen diesen Klippen unzerquetscht durchkomme, so werde die Rede eben dadurch popular. Allerdings liegt die Popularität zwischen beyden mitten inne, aber nicht als ein Neutralisirtes und

Neu-

Neutralisirendes, sondern als ein Produkt von beyden. Niemanden lag auch der Gegensatz des philosophischen und des gesunden Verstandes, der scholastischen Methode und der gefälligeren der Kunst so entfernt, als dem verehrungswürdigen Garve, dessen Philosophie die des gesunden Verstandes und der Erfahrung war.

Ich besorge, daß man dieser Abhandlung den Vorwurf machen werde: sie habe nicht genug wissenschaftlichen Werth, sie sey kein vollendetes, in sich selbst zurücklaufendes Ganze. Anderen hingegen wird die Untersuchung schon in dieser Form zu trocken und zu gelehrt vorkommen. Ich wollte mir aber lieber den ersteren Vorwurf machen lassen, als durch Steigerung des anderen den Nutzen dieser Schrift in Ansehung derjenigen beschränken, für die sie vornämlich bestimmt ist.

Es kommen in diesem Buche erste Versuche mancher Gegenstände vor, andere sind blos angedeutet und für künftige Bearbeiter aufgestellt.

Ich nenne hier nur die Theorie der Versinnlichung, und das psychologische Problem: wie man sich in die Stimmung zur Popularität versetzen könne? Ich weiß es, ohne daß es mir ein Anderer zu sagen braucht, daß meine Ideen hierüber Versuche, erste Anfänge sind. Statt der Bestätigung dessen, was ich weiß, wünsche ich mir Winke, die mich weiter bringen, oder Vollendung des Angefangenen, wobey das Publikum sammt mir gewinnt. Mögen meine Ideen untergehen und gänzlich verworfen werden, wenn es nur mit humaner Gründlichkeit geschieht. Mir ist es um die Sache zu thun, und mein Versuch ist eine bittende Einladung zur Theilnahme und zur gemeinschaftlichen Berathung, die immer am besten gedeiht, wenn sie mit republikanischen Gemeingeiste angestellt, nicht mit monarchischen Machtsprüchen abgethan wird.

Der Verfasser.

Theorie der Popularität.

§. 1.

Nominalerklärung.

Unter Popularität wird eine allgemeine Verständlichkeit eines Vortrages verstanden, die auch für das Volk hinreicht. Diese Erklärung ist aber mehr eine Uebersetzung, und setzt eine Erörterung des Begriffes „Volk" voraus.

Popular ist der Wortbedeutung nach Volksrecht. Die Erklärung der Popularität, als einer Verständlichkeit für das Volk kann aber höchstens nur dazu dienen, um den Gegenstand der Untersuchung vorläufig zu bestimmen, und von jedem anderen zu unterscheiden. Mit den inneren, wesentlichen Merkmalen, Bedingungen, Bestandtheilen der Popularität, macht uns diese Erklärung aber ganz und gar nicht bekannt. Zunächst bedarf der Begriff des Vol-

kes einer genauen Bestimmung. Nähme man dieses Wort in seiner politischen Bedeutung, als die in einem gegebenen Landstriche unter Einem Gesetze zu einem Ganzen vereinigte Menge, so könnten nur Gesetzgeber und Regenten popular seyn, alle übrigen, die Gelehrten mit eingeschlossen, wären die der Popularität Bedürftigen. Allein die Erfahrung und die Entwickelung dieser Theorie wird grade ein umgekehrtes Verhältniß aufzeigen, wo Popularität nur allein von den Gelehrten ausgehet, und alle Nichtgelehrten derselben bedürfen. Das Volk, und eine für dasselbe angemessene Verständlichkeit muß daher nicht politisch, sondern wissenschaftlich, und da es hier auf eine Denkweise ankömmt, logisch-psychologisch bestimmt werden. Unzureichend ist die gegebene Nominalerklärung aber auch darum, weil sie weder die Gegenstände der Behandlung, noch die Ansicht und den Standpunkt des popularen Redners angiebt.

Anm. 1. Wenn hier vom popularen Redner die Rede ist, so wird nicht grade der eigentliche Kunstredner, sondern jeder verstanden, der einen Vortrag an das Volk hält, sey es mündlich oder schriftlich.

Anm. 2. Da diese Theorie kein Vortrag an das Volk, sondern an die Lehrer des Volks ist, so kann dieselbe keine Ansprüche auf Popularität machen.

§. 2.

Etymologische Erklärung.

Nach ihrer etymologischen Abstammung zeigt die Popularität ein Verhältniß der oberen vornehmeren

meren Stände zu den niederen und geringen, und zwar eine für die letzteren angenehme Herablassung der erstern an. Angewandt auf Gegenstände der Erkenntniß ist die Popularität eine Herablassung (Condescendenz) der gelehrt und wissenschaftlich Denkenden zu der Denkweise und zu den Begriffen des Volkes.

§. 3.
Folgerung.

Ein populärer Vortrag ist dem zu Folge ein Vortrag der Gelehrten über Gegenstände und Ideen, die dem gemeinen Verstande nicht bekannt und geläufig sind, aber dargestellt auf eine Art, wie diese für Ungelehrte faßlich und interessant zugleich ist.

Vornehmer, ein Höherer in Rücksicht der Erkenntniß ist der Gelehrte. Wenn hier aus der etymolog. Bedeutung des Wortes gefolgert wird, daß der populäre Redner ein Gelehrter seyn müsse, so liefert der Verlauf dieser Theorie den Beweis. So viel leuchtet vor der Hand ein, daß, wenn ein Ungelehrter zu Ungelehrten spricht, derselbe wohl logisch konfuß, unzusammenhängend, fragmentarisch, tumultuarisch, und in grammatischer Hinsicht fehlerhaft, in rhetorischer Hinsicht geschmacklos reden könne, aber nicht unpopular, weil Ansicht, Standpunkt, Denkweise ganz volksmäßig sind. — Die Kulturgeschichte beweist auch, daß von der Popularität nicht früher die Rede gewesen ist, und

seyn konnte, als bis es ein gelehrtes und besonders philosophisches Publikum gab, dessen Denkweise, Begriffe, Beweise, Methode rc. der gemeinen ganz entgegengesetzt sind.

§. 4.

Fassen wir — wie denn dieses in wissenschaftlicher Hinsicht nothwendig ist, die Popularität in einer noch höheren Abstraktion, und beziehen dieselbe auf die Quellen einer Erkenntniß, nämlich auf die verschiedenen Erkenntnißvermögen: so ist ein popularer Vortrag eine Darstellung der Ideen und Grundsätze der höheren Erkenntnißvermögen, auf eine für die niederen Erkenntnißvermögen angemessene zweckmäßige Weise, wo mithin allgemeine Wahrheiten anschaulich, zweckmäßig für den Verstand und die Phantasie vorgetragen werden.

§. 5.

Erklärung des Begriffes: Volk.

Es giebt aber Stände in der menschlichen Gesellschaft, die mehr thätig handeln, als theoretisch spekuliren, bey welchen vorzüglich die niederen Erkenntnißvermögen z. B. Anschauungs- Empfindungs- Wahrnehmungs- Beobachtungsvermögen, Einbildungskraft rc. thätig sind, und denen nicht an einer in spekulativer Hinsicht vollendeten, sondern mehr an einer zum Handeln hinreichenden,

an-

anschaulichen und lebhaften Erkenntniß der Wahrheit gelegen ist. Der Inbegriff dieser sinnlich und konkret denkenden, und einer anschaulichen lebhaften Erkenntniß des Wahren bedürftigen Menschenklassen, heißt eben (im Gegensatze der Gelehrten, die die Wahrheit theoretisch spekulativ behandeln,) das Volk.

Diejenigen, bey welchen neben den unteren Seelenvermögen, die oberen Geistesvermögen z. B. Vernunft, Abstraktionsvermögen, mobil und thätig sind, heißen Gebildete in formeller Hinsicht. Hier herrscht mehr Freyheit, Spontaneität, Absicht und Methode im Denken. Das Gegentheil sind die Ungebildeten, Rohen, bey welchen nur ein durch die Naturbedürfnisse des Lebens abgedrungenes mechanisches Denken sich offenbart. Wird über dieses ein Gegenstand in abstrakto, aus Principien, nicht aus Erfahrung, nicht von dieser oder jener Seite, sondern allseitig, in systematischer Vollendung erwogen, so heißt diese Erkenntnißart die gelehrte, wissenschaftliche, scholastische. Wird dagegen eine Sache in konkreto, angewandt auf Fälle und Bedürfnisse des Lebens, in absichtlicher Beziehung auf diese, folglich mehr in ihrer Angemessenheit zum klugen Handeln, als angemessen zu einer gründlichen vollständigen Einsicht derselben behandelt, so heißt diese Behandlungsweise die gemeine, populare, praktische im weitesten Sinne. Letztere ist nun eben diejenige, die das Volk bedarf, und eben darum auch versteht.

§. 6.

§. 6.

Die in der Popularität mögliche Herablassung §. 2. ist eine Herablassung der Gebildeten zu den Ungebildeten, der Gelehrten zu den Ungelehrten, §. 4. 5. oder des gelehrten Verstandes zu dem gemeinen.

§. 7.

Da der Begriff der Popularität in sich begreift eine Entgegensetzung des gelehrten und des gemeinen Verstandes, so fordert eine gründliche Bestimmung des Begriffes der Popularität eine Erörterung des gelehrten und gemeinen Verstandes, des Eigenthümlichen und Unterscheidenden eines jeden.

§. 8.

Der gelehrte Verstand im Gegensatze des gemeinen kann in einer doppelten Bedeutung genommen werden: 1. als ein Verstand, der viele, seltene, schimmernde Begriffe und Kenntnisse besitzt, die dem Ungelehrten fehlen; 2. als ein Verstand, der ganz eigenthümliche Ansichten, Principien, höhere Uebungen und Fertigkeiten besitzt, welche dem gemeinen ganz fremde sind. Der erstere ist ein gelehrter Verstand in materieller, der zweyte in formeller Hinsicht.

So besitzt z. B. der Theolog mannichfaltige historische, antiquarische, Sprach-Kenntnisse, die er nicht bey jedermann voraussetzen kann. Wenn daher Theologen auf der Kanzel ihre antiquarischen exegetischen

schen Kenntnisse auskramen, so ists eben so, als wenn ein Arzt am Krankenbette seine Theorien über das Lebensprincip 2c. vortragen wollte. Beyde sollen vielmehr an dem Orte, wo wir sie hingestellt haben, nicht gelehrte Kenntnisse vortragen, sondern zum Behufe der moralischen und medizinischen Praxis anwenden, nicht im allgemeinen, sondern in Beziehung auf einen bestimmten Fall. Der Philosoph hingegen besitzt einen geübten Verstand in formeller Hinsicht; er hat über dieses eine Fertigkeit, alles in abstrakto zu betrachten und aus Principien abzuleiten. Diese Form und Methode des philos. Verstandes ist am weitesten von der natürlichen Denkweise des gemeinen verschieden, und darum wird auch unter dem gelehrten Verstande vorzugsweise der philosophische verstanden.

Unpopular kann man demnach seyn in materieller Hinsicht, wenn man bestimmte Kenntnisse — in formeller Hinsicht, wenn man Denkübungen des wissenschaftlichen Verstandes voraussetzt, die sich doch nur von Professionsverwandten erwarten lassen. So muthet mancher angehende Kanzelredner seinen Zuhörern Kenntnisse an, als wenn sie mit ihm auf derselben dogmatischen Bank gesessen, dieselben Vorlesungen über Aesthetik gehört, dieselben Dichter mit ihm gelesen hätten.

§. 9.

Erklärung des gemeinen und des spekulativen Verstandes.

Der gemeine Verstand, der, inwiefern er allen Menschen von Natur, ohne alle Kunstübung

bey-

beywohnt, gemeiner Menschenverstand, sensus communis heißt, ist das Vermögen der Erkenntniß und des Gebrauchs der Verstandesgesetze in konkreto, z. B. des Grundsatzes der Kaussalität in dem Urtheile: die Sonne scheint heute sehr warm; oder des Grundsatzes der Freyheit, indem er einen Menschen für strafwürdig erkennet, mit dem Zusatze: wer hats ihm geheißen, was hat ihn denn dazu gezwungen? Der gelehrte, speculative Verstand dagegen ist das Vermögen sowohl der Erkenntniß als des Gebrauches der Regeln blos in abstrakto.

§. 10.

Beschreibung des natürlichen gemeinen Verstandes.

Der Verstand überhaupt im Gegensatze der Urtheilskraft und der Vernunft ist das Vermögen das Mannichfaltige der Erkenntniß zu verbinden, oder Einheit in das vorgestellte Mannichfaltige zu bringen. Jeder Begriff, jedes Urtheil, als Produkt des Verstandes, ist daher eine Verknüpfung eines Mannichfaltigen nach irgend einer im Verstande gegründeten Regel. Diese Einheit bringt der Verstand ursprünglich, aber bewußtlos, instinktartig hervor. Der Verstand ist demnach ein produktives Vermögen der Regeln. Die Einheit bringt der Verstand jederzeit hervor an einem Mannichfaltigen, dieses einigend, verbindend, ohne dieses Verbinden und die Art desselben zum Gegenstande einer besonderen Reflexion zu erheben, welches eine Erkenntniß in abstrakto wäre.

Das

Das Eigenthümliche des gemeinen Verstandes besteht vor allem

1. in einem empirischen Gebrauche sowohl des Verstandes als der Vernunft. Es ist nicht richtig gesprochen, wenn man von allgemeinen und besondern, abstrakten und konkreten Begriffen redet, da jeder Begriff ein allgemeiner und abstrakter ist. Nur die Grade der Abstraktion sind verschieden, sind niedriger und höher. Das Charakteristische des natürlichen Verstandes ist der Gebrauch seiner Begriffe, daß er diese nicht in abstrakto, sondern immer in konkreto, in Beziehung auf sinnliche Wahrnehmungen und Gegenstände der Erfahrung anwendet. Eben darum ist der natürliche Verstand kein Schulverstand, sondern ein Verstand fürs Haus und Leben. Darum ist das Denken desselben

2. immer real, kein isolirtes Denken, sondern dieses immer verbunden mit Anschauen, Wahrnehmen, Beobachten; kein subjektives Spiel mit Begriffen, sondern ein objektives Erkennen. Das obere Erkenntnißvermögen wirkt jederzeit in Gemeinschaft des unteren; das Denken ist nicht getrennt vom Anschauen.

3. Der natürliche Verstand ist eben darum mehr produktiv und subsumirend, als reflektirend. Das Denken desselben ist ein Verknüpfen des sinnlich Wahrgenommenen, und diese Verknüpfung, Synthesis, ist eben das Produkt. Da nun sein Denken immer auf wahrgenommene Objekte gehet, (2.) so wiederhohlt derselbe immer von neuen dieselbe verbindende Thätigkeit. — Seine Urtheile

sind eben darum bestimmende, wo das Besondere durch das Allgemeine bestimmt wird. Zum Besonderen durch Reflexion das Allgemeine und die Regel zu finden, kümmert ihn weniger, eben darum weil er seine Begriffe nicht in abstrakto, sondern in Beziehung auf Fälle des Lebens anwendet. 1.) Er verfährt demnach mehr subsumirend, als reflektirend.*)

4. Das Verfahren des natürlichen Verstandes ist ferner ein ursprüngliches, durch den Verstandesinstinkt, durch die natürliche Elasticität desselben, die Spontaneität heißt, hervorgebrachtes, unmittelbares; nicht durch leitende Begriffe und Regeln angestelltes, mittelbares Denken. Eben darum ist auch die Wahrheit des natürlichen Denkens

5. eine unmittelbare, nicht von Gründen und Principien abgeleitet; anschaulich, konkret; nicht spekulativ, abstrakt.

6. Da der natürliche Verstand produktiv in konkreto ist, ohne seine Produkte in abstrakto zu unterscheiden und besonders zu denken; da derselbe nur denkt, wenn und insofern er anschaut: so fällt auf seinem Standpunkte Gegenstand, Begriff und Anschauung in eins zusammen. Er ist objektiver Realist. Das Wahre, d. i. die reine Thätigkeit des Verstandes, sieht der natürliche Verstand in dem Dinge, in dem Gegenstande, eben darum, weil er nur produciren kann, an einem von seiner Handlungsweise Verschiedenem, ohne über sein subjektives Produciren abstrahirend zu reflektiren, weshalb ihm eben Sache und

Be-

*) Die Reflexion ist diejenige Verstandeshandlung, die Ueberlegung heißt, wodurch das Gemeinsame, Uebereinstimmende in verschiedenen Vorstellungen gefunden wird.

Begriff, Gehalt und Gestalt ein Einiges, Ununterschiedenes, und nur dem Philosophen etwas Unterscheidbares sind. Die im Erkenntnißvermögen ursprünglich gegründeten Denkgesetze werden vom gemeinen Verstande bewußtlos, instinktartig angewendet, ohne daß er sie in abstrakto, weder deren Umfang, noch deren Grenzen kennet. Eben so denkt auch der Philosoph als Mensch, und indem man so denkt, denkt man recht und wahr, auf die gemeine natürliche Weise. Hieraus ergiebt sich, daß

7. die Gewißheit des gemeinen Verstandes, sowohl im Theoretischen als Praktischen eine unmittelbare, von aller Spekulation und Wissenschaft unabhängige sey. So gab es früher unmittelbare Wahrheiten, ehe Philosophen dieselben in mittelbare und begründete verwandelten, und das Wahre überhaupt bestimmen konnten. Früher gab es Gerechtigkeit und Tugend, ehe Philosophen ihrem Wesen und Ursprung nachforschten. Das gemeine natürliche Denken geht dem künstlichen, das reelle dem abstrakten philosophischen vorher.

8. Seine Ansprüche auf Wahrheit gründet der natürliche Verstand auf ein unmittelbares Bewußtseyn, auf ein Gefühl, welches ein Gefühl der Nothwendigkeit und des „Nicht anders denken können" ist. Dieses Gefühl, daß jeder Andere eine Sache sich eben so denken müsse, = Gefühl der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit, ist das Gefühl der Wahrheit; für die Reflexion des Philosophen ist dieses nichts anders, als das unmittelbare Bewußtseyn der instinktartigen Anwendung der ursprünglichen Erkenntnißgesetze auf bestimmte Fälle

der

der Erfahrung. Aber das Gefühl der Nothwendigkeit kann täuschen; es kann die vermeinte Nothwendigkeit auf bloßer Gewohnheit, Meinung, Vorurtheil 2c. beruhen. Darum muß der Philosoph die Gründe jener Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit aufsuchen, die Wahrheit ergründen und beweisen, das Gefühl in Einsicht, das unmittelbare Bewußtseyn in ein mittelbares verwandeln. Weit gefehlt, daß der natürliche und der philosophische Verstand sich widersprechen dürften, ist vielmehr der natürliche gesunde Verstand das Objekt der Philosophie. Immer wird sich der natürliche Verstand sträuben gegen die Aussprüche des philosophischen, so bald dieser das Gefühl des gemeinen Verstandes nicht erklärt, sondern demselben widerspricht. Denn da leistet eine Philosophie nicht, was sie soll. Wenn der natürliche Verstand sein Naturrecht, das Recht der Erstgeburt nicht so tapfer vertheidigte, wenn er unter jedes philosophische Joch sich beugen könnte, der gesunde Verstand wäre längst zerrieben, vertilgt, und die Erde ein Narrenhaus sonder Gleichen geworden.

Ein solches Erkennen, wie das zeither beschriebene, giebt nun dem philosophischen an Wahrheit, Festigkeit und dem Gefühl der Gewißheit durchaus nichts nach. Dieses beschriebene Erkennen ist das einzig mögliche und zweckmäßige zum klugen und guten Handeln. Der gelehrte Verstand muß den gemeinen gesunden bereits verjagt haben, wenn ersterer auf den letzteren verächtlich herabsiehet. Aber der natürliche Verstand hat eben so wenig Ursache den gelehrten verächtlich und hohnlächelnd anzuschielen. Denn die Wahrheit des gemeinen ist eine instinktar-

tig

tig producirte, keine besonnene, keine ergründete. Wenn der natürliche Verstand den gelehrten vor excentrischen Narrheiten bewahrt, so vergilt der philosophirende Verstand diesen Dienst dadurch, daß er den gemeinen Verstand zu Vernunft bringt.

Dieser Versuch einer Charakteristik des natürlichen Verstandes, die der Verfasser in wissenschaftlicher Form noch nirgends angetroffen hat, ist aber für unsere Theorie nicht überflüssig, sondern wesentlich. Denn für den gemeinen Verstand, zweckmäßig für denselben soll der populare Vortrag seyn. Wenn man sich aber in jemanden schicken soll, muß man die Eigenheiten desselben zuvor kennen.

§. 11.

Charakteristik des philosophischen Verstandes.

Ganz verschieden von dem gemeinen Verstande, §. 9. 10. oder dem logischen Volkssinne im Gegensatze der wissenschaftlichen Leute ist das spekulative, wissenschaftliche, philosophische Denken. Da wird nicht in konkreto gedacht, wo Anschauung und Begriff sich wechselseitig unterstützen, sondern in abstrakto. Das philosophische Denken ist ein Erkenntniß des Besonderen aus dem Allgemeinen; das Besondere wird für objektiv gültig gehalten, nicht empirisch, weil es angeschaut wird, sondern philosophisch, weil und inwiefern es aus Principien richtig deducirt wird. Beym natürlichen Verstande ist die Anschauung herrschend; bey dem philosophischen der Begriff, das reine Denken. Dort herrscht die Tendenz, alles zu ver-

versinnlichen, zu individualisiren; hier — alles zu verallgemeinern und auf die einfachsten Anfänge zurückzuführen.

So gehet der natürliche Verstand von Anschauungen aus, und führet auf sie alles zurück. Sein Wahlspruch ist Erfahrung und Realität, worunter er die sinnliche versteht. Der künstliche Verstand hingegen gehet von Grundbegriffen und Grundsätzen aus, und führet auf sie alles zurück, und der Stein der Weisen ist ein einziges, alles mögliche Wissen bestimmendes und bedingendes Princip. Nicht blos die systematische Form, sondern auch der Gehalt wird hier aus und durch Grundsätze bestimmt, und ist ein Gleichartiges, aus Einer Quelle Abgeleitetes, wo Gehalt und Gestalt sich gegenseitig durchdringen, und die Idee des Ganzen den einzelnen Theilen vorhergeht, und ihnen ihre Stelle im Systeme anweist.

Der Vorwurf der Philosophie ist im Theoretischen jenes Gefühl der Nothwendigkeit, wovon gewisse Vorstellungen und Urtheile begleitet sind; §. 10. 8. und im Praktischen das moralische = Pflicht-Gefühl. Um diese theoretischen und praktischen Gefühle aus ihrer letzten Quelle, den Gesetzen der menschlichen Intelligenz zu erklären; um sie aus dem mystischen Naturdunkel an das Licht der Begriffe und Grundsätze zu ziehen, gegen die Deuteley der Empiriker, gegen die Einwürfe der Skeptiker, und gegen die bodenlosen Behauptungen der Dogmatiker zu retten, welche letzteren in spekulativer Schwärmerey die Grenze der Vernunft, wie Remus seines Bruders

Mauer,

Mauer, überspringen, wird die Vernunft zur Philosophie hingetrieben.

Indem nun die Philosophie den letzten Grund von jenem in der Erfahrung sich offenbarenden Gefühle der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit aufzusuchen strebt, um das unmittelbare Bewußtseyn der Wahrheit in ein mittelbares, begründetes zu verwandeln: so erhebt sie sich nothwendig über die Erfahrung, da ja der letzte Grund nicht in der Reihe des Begründeten liegen kann. Die Philosophie wirft daher die Frage auf: wie ist Erfahrung — wie sind jene vom Gefühl der Nothwendigkeit begleiteten Urtheile möglich? Der Philosoph unterbricht daher jenes natürliche, instinktmäßige Produciren, wo das System der ursprünglichen Vorstellungen, (z. B. die Kategorien in empirischer Anwendung) mechanisch, gleich einem Naturprodukt hervorgetrieben wird, er unterbricht diese Reihe natürlicher Vorstellungen durch freye Abstraktion und Reflexion, und hebt eine eigne künstliche Reihe von Begriffen an, deren Inhalt sich auf die Erklärung der Möglichkeit und den Beweis der Realität jenes doppelten Gefühls des Wahren und Guten, so wie des Schönen in der Kritik des Geschmacks, bezieht. Der Philosoph strebt demnach zu dem vorzudringen, was vor aller Erfahrung, zu ihrer Möglichkeit vorausgesetzt werden muß. Er fängt da an, wo — in der Sprache Jakobis — die Welt angefangen hat. Das Feld, wo die Erndte des Philosophen reift, ist nicht der Boden der Erfahrung, sondern das Feld des reinen Denkens und reiner, vom Zusatze der Empirie freyer, Begriffe a priori.

Im

Im Vergleich mit dem natürlichen mechanischen Denken des Volkssinnes kann man das philosophische Denken ein freyes, künstliches nennen, wozu durchaus Abstraktion von aller Erfahrung und ein Kunstverstand erfordert wird. Philosophiren ist daher etwas Technisches, was eigene Talente und Uebungen erfordert, und es ist unverständig, dem natürlichen Verstande es anzusinnen, daß er die technischen Kunststücke des philosophischen Verstandes nachmache. Vor dem Volke zu philosophiren, oder philosophisch gefundene Gedanken, die in die Volksvorstellungen übergegangen sind, in der Sprache der Philosophen vorzutragen, ist daher die höchste Sünde gegen die Popularität, wo die logische Denkart des Volkes, (§. 10.) und der praktische Zweck, wozu und warum das Volk denkt, ganz verkannt wird.

Schon hieraus wird es deutlicher, warum die Popularität eine Herablassung erfordere. Der Philosoph, wenn er zum Volke redet, muß sein über die Erfahrung erhabenes Feld, seine Reihe philosophischer Gedanken verlassen, in die Ebene der Erfahrung herabsteigen, und, obgleich geleitet vom unsichtbaren Geiste der Philosophie dennoch in der natürlichen Reihe der Vorstellungen fortdenken. Zugleich erhellet, daß alles eigentlich Philosophische, seyen es spekulative Grundsätze, oder philosophischer Gedankengang, durchaus aus dem popularen Vortrage verbannt bleiben müssen. Wenn man in der Charakteristik des gemeinen und künstlichen Verstandes mit dem Verfasser einig ward, so muß vorzüglich an diesem Orte die Ungereimtheit und Unzeitigkeit jenes Komplimentes einleuchten, welches der philosophische Verstand dem

gemeinen macht, wenn er diesen bald zum Zeugen, bald zum Richter über Philosopheme aufruft, die doch ganz außer seinem Gesichtskreise liegen. Nicht weniger widersprechend ist es ferner, wenn man dem Philosophen zwar erlaubt, daß er philosophire aber auch zugleich von ihm fordert, daß er grade so denke und rede, wie jeder Anderer, der nicht philosophirt.

Fassen wir die Eigenthümlichkeiten des philosophirenden Verstandes zusammen, so ergiebt sich, daß sich der gelehrte Verstand

a) durch seinen freyen, über der Erfahrung wandelnden, durch Grundsätze, und deren Bewußtseyn geregelten, am Stabe abstrakter Begriffe daher schreitenden Gang, und Vernunftgebrauch a priori;

b) durch seinen Gehalt auszeichne, der nicht empirisch gefunden, sondern methodisch erfunden, nicht durch mechanisches, sondern freyes, von Grundsätzen geleitetes Denken hervorgebracht wird.

c) Endlich durch die Form seines Wissens, die ein organisch gegliedertes, aus Einem Princip abgeleitetes, wechselseitig in einander greifendes und sich unterstützendes, systematisches Ganzes ist, so daß der Endpunkt der Wissenschaft in den Anfangspunkt derselben zurückläuft.

Anm. Hier liegt der Grund, warum es immer vergebliche Mühe ist, wenn man dem Neugieri-

gen irgend ein Kapitel der Philosophie z. B. den Unterschied zwischen Phänomenen und Noumenen erklären soll. Ein philosophischer Satz kann philosophisch nur in Verbindung mit der ganzen Philosophie verstanden werden, und der hundertste Satz muß unverständlich bleiben, wenn man die neun und neunzig vorhergehenden nicht gefaßt hat. Welches ist der Grund, daß der Nichtmathematiker auch nicht über Mathematik abspricht, hingegen der Nichtphilosofoph über Philosophie ein Urtheil sich anmaaßt, ja mitleidig den Philosophen behohnlächelt?

§. 12.

Richtiger, gesunder Verstand.

Sofern der gemeine Verstand richtig urtheilt, heißt derselbe der gesunde Verstand, bon sens. Der natürliche Verstand urtheilt aber immer richtig, wenn er frey von Meinungen, Halbkultur ꝛc. gemäß seiner innern Natur producirt, nicht reflektirt, wenn er nicht in abstrakto, sondern in konkreto, und immer innerhalb der Erfahrung praktisch angewendet wird.

Der Ausdruck gesunder Verstand, ist eine überaus treffende Bezeichnung, die der gemeine Verstand erfand, so wie denn die Sprache überhaupt das Werk, das Wunder der Schöpfung ist, in welchem die Natur des natürlichen Verstandes sich abspiegelt, wie in

der

der Natur eine Gottheit. Der Ausdruck zeigt an, daß die gesunde Beschaffenheit eine Naturgabe und ein reines Naturverhältniß ist. Gesund zeigt sich aber der Verstand, so lange derselbe in seiner Natürlichkeit, instinktmäßigen Wirksamkeit durch Regeln, Meinungen, die den Instinkt vertreten sollen, nicht gestört wird, besonders so lange er keinen gelehrten spekulativen Kitzel bekömmt. Ob der Verstand aber krank oder gesund sey, kann nur der gelehrte Verstand beurtheilen, der sich zur Einsicht der Verstandesgesetze erhoben hat, wovon der natürliche Verstand nur ein Gefühl hat, so wie denn auch die Gesundheit, als ein Zustand harmonischer Wirksamkeit, zunächst nur gefühlt wird. Logisches Lebensgefühl.

Es kann aber die Krankheit des Verstandes auch aus einem angebornen Mißverhältnisse der Kräfte bestehen. Denn der Verstand steht in Wechselwirkung mit der pro- und reproduktiven Einbildungskraft, und die Grenze dieser bestimmt den Horizont von jenem. Denn wo das Anschauliche aufhört, da ist auch das Reich des natürlichen Verstandes zu Ende. Wenn nun die Thätigkeit des Verstandes im Vergleich mit der Thätigkeit der Einbildungskraft zu schwach ist, wenn Produkte der Phantasie für relle Anschauungen, zufällige Combinationen der nach Associationsgesetzen spielenden Phantasie für Verknüpfungen des Verstandes nach Gesetzen der Affinität gehalten werden, so muß der schwache Verstand als ein wirklich kranker erscheinen. Der Grund eines solchen Mißverhältnisses liegt bald in der Organisation, oder auch in einem angebornen Mißverhältnisse der Seelenvermögen, bald in einem naturwidrigen Unterrichte, einsei-

tiger Beschäftigung der Phantasie, z. B. mit Feenmährchen, des Gedächtnisses, z. B. allzufrühen mechanischen Sprachunterricht, und in einer Ueberfüllung mit Stoff, dem die Verdauungskraft des Verstandes nicht gewachsen ist. Ein solcher Verstand kann auch nie ein gelehrter werden, wozu eine innere Energie und ein Ueberschuß an Kraft erfordert wird, die durch den Erfahrungsgebrauch nicht gänzlich aufgezehrt wird. Ein solcher Kopf wird ein Gedächtnißmensch, eine klingende Schelle, allenfalls ein tüchtiger Orthodox, aber in Sachen der Beurtheilung ein auffallender Querkopf werden.

Der gesunde Verstand beruhet vorzüglich auf einer Fertigkeit im rechten Gebrauch der u n t e r n Seelenvermögen, des Anschauungsvermögens, der Aufmerksamkeit, genauen Beobachtung, treuen Einbildungskraft u. s. w. Ohne genaue Wahrnehmung und Beobachtung giebt es keine brauchbaren Anschauungen, ohne diese keine genauen Reproduktionen der Einbildungskraft, ohne diese keine richtige und lebhafte Begriffe. In dieser Hinsicht ist die Elementarmethode Pestalozzis eine Wohlthat für alle Zeiten.

Der gesunde Verstand fordert ferner nicht sowohl eine hohe Energie, sondern mehr ein naturgemäßes Verhältniß zu den untergeordneten Vermögen, nicht sowohl Reichthum und Vielheit der Begriffe, als anschauliche Klarheit und Angemessenheit derselben zur Erkenntniß eines Gegenstandes. Insbesondere zeichnet denselben aus, ein aus der Summe seiner Kraft entspringendes Gefühl seines Umfangs und seiner Grenze, und daraus hervorgehende b e s c h e i d e n e

Ein-

Einschränkung auf den Gebrauch fürs Haus, und mithin Vermeidung aller Streifereien in das Gebiet der Wissenschaften.

Der gesunde Verstand legitimirt sich vorzüglich als ein praktischer, in der richtigen Beurtheilung einzelner Fälle. Logischer Takt. In diesem Falle ist er nach der Schulsprache eine richtig subsumirende Urtheilskraft. Versucht derselbe zugleich auch reflektirend zu verfahren, so muß er nothwendig abstrahiren, einiges absichtlich in Gedanken fallen lassen, und einiges zum klaren Bewußtseyn erheben. Da wird er aber theoretisch, und wenn er gar sein Gängelband, die Erfahrung verläßt, spekulativ. Wenn er sich nun selbst aus seinem Vaterlande verweist, sein Erfahrungsgebiet verläßt, und doch noch gesunder Verstand seyn und heißen will, so ist er nicht ein künstlicher, denn dazu fehlt es ihm an Principien, sondern ein verschrobener und verkünstelter Verstand, und schwebt in dem unseligen Zustande zwischen Natur und Kunst, ohne weder zu der einen noch der andern zu gehören, voll Dünkel im Leben und aufgeblähter Halbwisserey in Wissenschaften.

Dieser verschrobene, verkünstelte Verstand ist jetzt bey sehr vielen Mitgliedern der vornehmeren Stände zu finden, die zu gebildet sind, um sich mit dem natürlichen Verstande zu begnügen, und zu ungebildet, bis in das Heiligthum der Wissenschaft einzudringen, was ohnehin der Geist der Zerstreuung verwehrt. Diese die mehr als Volk, d. h. Ungelehrte seyn wollen, und es auch wohl in Ansehung mannichfaltiger Kenntnisse, aber nicht an philosophischem

Geiste

Geiste sind, maaßen sich in unseren Tagen an, über den Erkenntnißgrund und die Realität der Moralität und Religion zu urtheilen, und ersinnen sich ein System, was den natürlichen Verstand verläßt, den wissenschaftlichen hingegen nicht erreicht, und so zwischen beyden — ein Meteor der Zeit — durchfällt. Daher der praktische und religiöse Unglaube, der aus dem verkünstelten Wahrheits- und Pflicht-Gefühl entspringt. Diesen Halbgebildeten muß die Göttin der Wissenschaft erscheinen, nicht als eine Unsterbliche, sondern als eine Sterbliche, im menschlichen Gewande, anziehend für ihre Sehkraft. Das Wahre, Gute und Schöne der Wissenschaft muß ihnen erscheinen in ächter, edler kräftiger Popularität, welche die Mittlerin zwischen dem gelehrten und natürlichen Verstande ist. Eine Wissenschaft der Populatität ist in dieser Hinsicht Zeitbedürfniß. Diese philosophischen Bemerkungen über den Verstand, die zu unserem Zwecke gehören, wird der Leser um so mehr mit Liebe aufnehmen, da psychologische Compendien unter dem Artikel: Verstand, gewöhnlich nur Logik enthalten.

§. 13.

Gesunder Verstand ist vorzüglich bey den untern Volksklassen zu finden.

In der Lage, in den Verhältnissen und Beschäftigungen so wie in dem Mangel an künstlicher Bildung der untern Volksklassen liegt der Grund, warum

warum bey ihnen vorzüglich gesunder Verstand und Mutterwitz in einem vorzüglichen Grade angetroffen wird.

Da der natürliche Verstand sich als ein Denken in einzelnen Fällen der Erfahrung und deren Beurtheilung äußert; §. 9. 10. mehr durch anschauliche, klare und lebhafte, als durch deutliche, abstrakte, viele und schimmernde Begriffe sich auszeichnet, §. 12. so folgt: daß diejenigen Volksklassen, die es mehr mit der praktischen Behandlung einzelner Gegenstände, als mit allgemeinen Begriffen zur Erkenntniß der Dinge zu thun haben, die überdies in enge Verhältnisse eingeschlossen, auf einen kleinen Bezirk von Gegenständen beschränkt, und frey von dem Luxus und der Glanzsucht des Verstandes sind, sich vorzüglich durch einen richtigen und gesunden Verstand auszeichnen müssen.

Der Landmann, die meisten Handwerker haben es aber nur mit praktischer Behandlung einzelner Gegenstände zu thun. Ihre Beschäftigungen sind mechanisch, immer wiederkehrend; die nöthigen Begriffe, deren wenige sind, kommen immer von neuen in Anwendung, werden dadurch immer klärer und angemessener. Die Produkte ihrer Arbeit, deren Vollkommenheit und Mängel sind nichts ideelles, sondern räumlich-Anschauliches. Die Sphäre ihrer Begriffe ist beschränkt, wie der Umfang ihres Wirkungskreises. Was ihren Begriffen an Abstraktion und Umfang abgeht, ersetzen sie an Präcision, Anschaulichkeit und Klarheit. Aber eben diese Beschaffenheit der

Be-

Begriffe giebt den Mutterwitz. — In dieser Beschränktheit liegt der Grund ihrer Anhänglichkeit am gewohnten Alten; der Mechanismus ihres Geistes raubt ihnen die Gewandheit, sich in neue Vorstellungsweisen und Methoden zu finden. Die sinnliche konkrete Richtung ihres Geistes erzeugt jene Unfähigkeit zum abstrakten Denken, und das Bedürfniß, daß das Wahre und Gute ihnen verkörpert, an einem Sinnlichen veranschaulicht, nicht als ein Ideelles, sondern als ein Reelles dargestellt, und mit dem Verstande immer auch zugleich die Einbildungskraft beschäftiget werde. Darum trug jener, den wir in jeder Rücksicht, so auch in der Popularität, unseren höchsten Meister nennen müssen, seine Lehren in Parabeln, Gleichnissen vor. Zu den gebildeteren Jüngern sprach er: ὑμιν δεδοται γνωναι (γνωσιν εχειν) τα μυςηρια της βασιλειας των ουρανων, εκεινοις δε ου δεδοται, — ὁτι βλεποντες ου βλεπουσι, — ουδε συνιουσι. Matth. 13, V. 11. 13. Vergebens sieht man sich daher sowohl nach dem natürlichen, als nach dem gelehrten Verstand um, wenn in öffentlichen Vorträgen an das Volk, seyen diese Predigten, oder Edikte und Verordnungen, das juristische, philosophische Kauderwelsch gefunden wird; wenn man da von dem Volke die abstrakte Denkart der Gelehrten, von den Armen am Geiste das Vermögen der Reichen fordert, deren Geistesvermögen doch nur eben zum Gebrauch fürs Haus und Leben zulangt. — Wir kehren zu unserem Zwecke zurück.

Zu dem gesunden Verstande gehört, (§. 12.) daß derselbe seine Sphäre der Erfahrung, des empirisch-realen Denkens nicht überschreite. Alle Verhält-

hältnisse des Landmannes zusammengenommen verbürgen ihm auch von dieser Seite seinen gesunden Verstand. Was er weiß, das weiß er aus Erfahrung; das haben seine Sinne wahrgenommen, seine Hände betastet. Die Begebenheiten seines Lebens die nur in Kriegszeiten und besonderen Unglücksfällen etwas besonders haben, und von dem Alltäglichen abweichen; die Ereignisse seiner Familie, Streitigkeiten mit den Nachbaren, die Verhältnisse zur Obrigkeit, rc. machen den größten Theil seiner Erkenntnisse aus. Was aber seinen Kenntnissen an Umfang abgehet, das wird vergütet durch Klarheit und Lebendigkeit. Gefährlich für den gesunden Verstand kann leicht eine übelgewählte, auf vielerley Gegenstände verstreuete, die Phantasie und Leidenschaften entzündende Lektüre werden. Auch vor diesem schwächenden Mittel ist der Landmann in Sicherheit. Ihn interessirt der lebendige Redner; ihn schläfert schon ein oder regt seine Gesprächigkeit mit dem Nachbar an der geistliche Vorleser, von dem er voraussetzt, daß er das, was er von dem Papier lese, nicht im Kopfe habe. In Absicht der Bücher, Bibel, Gesangbuch und Postille ausgenommen, denkt er mit dem Kalifen Omar: entweder enthält das Buch etwas über unsere Angelegenheiten, und da wissen wir es besser aus Erfahrung; oder es handelt von etwas anderem, und da gehet es uns nichts an. Da aber nach einer sehr wahren Bemerkung Garves die meisten Irrthümer und schiefen Begriffe aus dem Wortunterrichte entspringen, so ist die intellektuelle Gesundheit des Landmannes auch von dieser Seite durch seine hohe Frugalität in seiner Geistesnahrung gesichert. Er weiß wenig, aber dieses anschaulich, konkret, praktisch, und wie bey dem

Armen

Armen der Verdienst von der Hand in den Mund geht, so bey dem Landmanne seine Erkenntniß vom Verstande zur praktischen Anwendung. Darum übertrifft der Bauer oft auch den Handwerker an Klarheit und Richtigkeit der Begriffe, an Klugheit und Ränken, weil seine wenigeren Begriffe mehr ausgearbeitet sind, weil er Eigenthümer ist, als solcher mit einer Menge von Menschen z. B. Dienstboten verkehrt, über dieses in mannichfaltigerem und oft verwickelten Rechtsverhältnissen mit seines Gleichen oder der Gutsherrschaft steht. Rechtsverhältnisse schleifen aber den Verstand eben so gut ab als mathematische Zahl- und Maaßverhältnisse.

Ein sehr wichtiger und weniger beachteter Umstand, der der gesunden Verstandskultur des Bauern zu Hülfe kommt, ist der Gegenstand seiner ganzen Thätigkeit, die äußere Natur. Die hohe Gesetzmäßigkeit, die unveränderliche Ordnung, mit welcher alles in ihr geschiehet; die bestimmte Zeit, an welche die wichtigsten Geschäfte gebunden sind, die unabänderliche Regel, der man sich unterwerfen, und alles Willkührliche verläugnen muß, geben nicht nur dem Verstande des Landmannes Ordnung und Gesetzmäßigkeit, sondern lehren ihn zugleich auch Achtung und Unterwerfung unter das moralische Gesetz und die moralische Ordnung. Das Glück des Handwerkers hängt mehr von Menschen und von Klugheit, das Glück des Bauers hingegen mehr von Gott und von frommen Fleiße ab. Darum ist der Bauer durch seine Lage vorzüglich zur Frömmigkeit aufgelegt. Nichts bildet aber Verstand und Herz mehr, als das Anschauen und die thätige Bearbeitung der Natur, die dem Bauer nur

ein

ein äußeres Gerüste ist, hinter welchem Gott wirket und segnet.

Aus der Klarheit der Begriffe und einer in enge Grenzen eingeschlossenen Anwendung derselben folgt aber der Mutterwitz der niederen Stände. Es ist aber dieser Mutterwitz nichts anders als der anschauliche natürliche Verstand verbunden mit dem Talente eines schnellen Combinations- und treffenden Vergleichungs-Vermögen. Die Funken dieses Mutterwitzes sind immer leicht, anschaulich, treffend, lachenerregend, oft hinter simulirter Dumheit äußerst beißend, immer aber gefälliger, als der schwerfällige Schulwitz.

§. 14.

Verhältniß des natürlichen Verstandes zum gelehrten.

Der gesunde praktische Verstand steht sehr oft mit dem gelehrten theoretischen im umgekehrten Verhältnisse.

Praktisch heißt der Verstand, inwiefern das Allgemeine oder die Regel nur vorkömmt in Anwendung auf einzelne Fälle; (das Formale vereinigt mit dem Materiale der Erfahrung.) Theoretisch aber, wenn die Regel an und für sich, in abstrakto, mithin ohne Anwendung, der Gegenstand der Erkenntniß ist. Ein Verstand dessen Gewöhnung und Fertigkeit in der Beurtheilung einzelner Fälle besteht, ermans

mangelt eben darum der Uebung, die Regel blos in abstrakto zu denken. Ein Verstand hingegen, der gewohnt ist, alles unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen, und aus Principien zu erkennen, siehet über das Individuelle und Besondere hinweg, und versäumt die Kultur des Beurtheilungsvermögens, die in Uebung bestehet. Hier liegt der philosophische Grund, warum über dem Studio der alten Sprachen und der Philosophie oft der gesunde Verstand verloren geht, so daß die gelehrten Herren wohl den Wald, aber nicht die Bäume, wohl das Allgemeine, aber nicht das Besondere sehen.

Der praktische Verstand kann aber ebensowohl ein gelehrter, als ein natürlicher seyn. Letzterer wendet die Regel instinktmäßig richtig an ohne besonderes Bewußtseyn der Regel; ersterer mit Bewußtseyn der Regel und nach einer Formel. Der theoretische Verstand hingegen ist jederzeit ein gelehrter, der sich vom Anschauen des Individuellen zur Erkenntniß der Regeln, mithin zum abstrakten Denken erhoben hat. — Da aber eine einseitige Uebung des theoretischen Verstandes so oft den Verlust des praktischen nach sich ziehet, so hat derjenige, der sich zum popularen Redner oder Schriftsteller bilden will, nichts angelegentlicheres zu thun, als den theoretischen Verstand unaufhörlich an dem praktischen zu orientiren und zu berichtigen, zur Regel jedesmal die vornehmsten Fälle der Anwendung hinzuzudenken, das Abstraktionsvermögen mit Beobachtungsgeist, die Wissenschaft mit dem Leben, die Theorie mit der Empirie zu

ver-

vermählen, um keine abgemagerte abstrakte, sondern wohl beleibte, stämmige und fürs Leben brauchbare Erkenntnisse zu erzeugen.

Diese Bemerkung, daß der theoretische Verstand den praktischen, zwar nicht an sich und nothwendig, aber doch unter gewissen Bedingungen der Erfahrung einschränke, ist in dieser Theorie von Wichtigkeit. Es ist §. 11. gezeigt worden, wie der philosophische Verstand über die Erfahrung hinausgehe, um ihre Anfänge, ihr Werden zu begreifen; wie er eine ganz eigene Reihe von Begriffen hervor bringe, deren Gesammtheit sein philosophisches System ausmacht. Der populäre Redner kann, und wie weiter unten gezeigt werden soll, soll kein gemeiner, sondern philosophischer Denker seyn, sonst brächte er den natürlichen Verstand nicht weiter. Aber er muß sich gleichsam schwebend zwischen dem gemeinen und dem philosophischen Verstande halten, muß das Einzelne des einen — bestimmen erweitern durch das Allgemeine des andern, muß den gemeinen Verstand aufklären, indem er Anschauungen in Begriffe, beschränkte Maximen in Grundsätze verwandelt, und so das Lebendige des gemeinen Verstandes mit der Bestimmtheit des philosophischen verbindet. Der populäre Redner muß daher neben dem philosophischen Verstande immer des gesunden und praktischen mächtig bleiben, sonst gehet er in jene philosophische Reihe der Begriffe und in die philosophische Methode über, und wird eben dadurch unpopulär. Hieraus erhellet, wie nothwendig neben dem gelehrten akademischen Unterricht praktische Uebungen und das Studium guter

po-

populärer Schriften sind, da ja der erstere ohne die letzteren hölzerne, geistlose Pedanten bildet, die die Welt für einen gelehrten Hörsaal, und den gemeinen Mann für ihres Gleichen ansehen,

§. 15.

Gemeine und gelehrte Sprache.

Da das Sprechen und Schreiben eine Folge des Denkens und die Versinnlichung des letzteren ist; so folgt daß die wissenschaftliche Sprache von der gemeinen sich eben so unterscheiden werde und müsse, wie das wissenschaftliche Denken von dem gemeinen.

Es kann hier gar nicht die Absicht seyn, in die Philosophie über die Sprache, so interessant auch die Untersuchung ist, tief einzudringen. Indessen dürfen wir diese Untersuchung nicht ganz vorbeygehen, und sie hat ihre Stelle in dieser Theorie selbst zu bewähren.

Die Sprache, nicht blos im Reichthum ihrer Wörter, sondern auch in ihrem ganzen Baue, ist das gemeinschaftliche Kind des Verstandes und der Einbildungskraft. Der natürliche Verstand hat ein Bedürfniß seine Begriffe zu bezeichnen, durch sinnliche Zeichen anzudeuten, nicht blos um dieselben mitzutheilen, sondern auch um das Bewußtseyn seiner eigenen Vorstellungen klärer, den Fortgang des Denkens selbst möglich zu machen, seine Begriffe für sich selbst auf-

zubewahren und festzuhalten. So wie aber das Denken zuerst durchs Empfinden und Anschauen geweckt wird, so werden die Wurzelwörter auf sinnliche Gegenstände der Anschauung, auf deren Eigenschaften, Verhältnisse, Brauchbarkeit ꝛc. sich beziehen. — Da das natürliche Denken eben so wenig ein reines Denken, als ein reines Anschauen, sondern ein Denken verbunden mit Anschauen ist: so wird die gemeine Sprache eben so wenig Ausdrücke für Gegenstände des reinen Denkens, als des reinen Anschauens haben können. Gegenstände im Raume sind es, die die innere Lebenskraft des Verstandes zuerst wecken, und von der Wahrnehmung äußerer Gegenstände gehet der Mensch zur Beobachtung innerer empfindbarer Zustände über. Sein Innerliches wird sich daher der Mensch bezeichnen mit Ausdrücken des Äußerlichen, die Gegenstände des innern Sinnes werden ihre Bezeichnungen von Gegenständen des äußeren Sinnes entlehnen. Die Zeit nimmt dann Prädikate des Raums an; sie wird eine lange oder kurze Zeit, sie verfließt u. s. w. Die räumlichen Wurzelwörter werden demnach analogisch, metaphorisch auf Gegenstände des inneren Sinnes übergetragen, die Sprache für intellektuelle, moralische, religiöse Begriffe wird im höchsten Grade sinnlich, mahlerisch, dichterisch seyn. Es ist daher im menschlichen Geiste gegründet, daß Poesie früher, als Prosa seyn, daß Philosophie und Religion ursprünglich als Poesie sich zeigen werde. Die deutsche Sprache, in der nur erst nach vielen Jahrhunderten philosophirt wird, beweist den sinnlichen Ursprung geistiger Bezeichnungen ganz vorzüglich, z. B. wenn wir von Grund, Folge, Zusammenhang, Abhängigkeit u. s. w. reden. Wenn

wir von einem Dinge sagen, daß es entstehe oder vergehe, was heißt das anders, als: daß es sich in Momenten der Zeit für unsere Wahrnehmung aus der Tiefe in die Höhe aufrichte, unseren Wahrnehmungskreis hindurch — und wieder aus demselben herausgehe?

Dieses Wenige reicht schon hin, um zu zeigen, wie die Sprache des natürlichen Verstandes ist, und wie mithin die Sprache dessen, der verständlich für diesen Verstand reden will, seyn müsse, nämlich im hohen Grade sinnlich.

Auch der natürliche Verstand abstrahirt, aber nicht von aller Erfahrung, sondern innerhalb der Erfahrung. Seine Bezeichnungen abstrakter Begriffe werden daher von Gegenständen des äußeren Sinnes metaphorisch oder analogisch entlehnt seyn z. B. Ursache, Abhängigkeit. Der natürliche Verstand hat gar kein Bedürfniß in seinen Zergliederungen und Abstraktionen so weit zu gehen, wie der Philosoph. Wenn der letztere nach deutlichen Begriffen strebt, so ist der erstere schon mit klaren zufrieden. Für den Philosophen wird daher die gemeine Sprache sehr oft zu unbestimmt und schwankend, für die Bezeichnung höherer Abstraktionen zu arm seyn. Wer in einer Sprache philosophirt, ehe sie durch wissenschaftliche Denker zum wissenschaftlichen Gebrauch bearbeitet worden ist, der wird oft zu den Ausdrücken fremder Sprachen, die eine wissenschaftliche Kultur haben, seine Zuflucht nehmen müssen, wie die Römer zu der Sprache der Griechen. So wie der gemeine Verstand sein eigenes Thun und Produciren nicht unterscheidet

von

von dem, was ihm als gegeben erscheint, und das ganze Objekt, als ein fertiges, sich gegeben werden läßt, mithin durchaus realistisch, dogmatistisch ist: eben so ist es die gemeine Sprache, und der Philosoph muß kämpfen, wenn er das innere Leben der Intelligenz darstellen will.

Der Philosoph erhebt sich über die Erfahrung und versetzt sich an ihrem Anfang, wo ihr Quell hervorsprudelt. Aber alle Wörter, in der Sprache, die er vorfindet, beziehen sich auf Erfahrung. Wird er da nicht gezwungen seyn, entweder den vorhandenen Wörtern neue Bedeutungen zu geben, oder neue Zeichen zu schaffen? — Der Philosoph nimmt in seinen Begriffen Bestimmungen, Begrenzungen, Unterscheidungen vor, die dem natürlichen Verstande nicht einfallen. Wird der erste sich nicht von der Sprache des anderen oft verlassen fühlen? Wenn er die Begriffe erweitert, neue erfindet, verhandene genauer bestimmt, wird er nicht dasselbe mit der Sprache thun müssen? — Sein Geschäft würde äußerst unvollkommen von Statten gehen, wenn er seine Definitionen unaufhörlich wiederhohlen sollte. Er bezeichnet daher dieselben mit ganz eigenthümlichen Worten, die — zu seinem Gebrauch, — um so besser sind, je weniger sie im gemeinen Gebrauche associirt mit gemeinen Begriffen vorkommen. Ist seine Kunstsprache in Beziehung auf sein Kunstwerk etwas so Lächerliches? Langsam gehet der Philosoph und bedächtig von Begriff zu Begriff, von Schluß zu Schluß. Kann seine Darstellung die Lebendigkeit und den sanften oder reißenden Fluß eines Romans, eines Gedichts, einer Predigt haben? Doch — wir

 müßten

müßten eine vollständige Charakteristik des Philosophen entwerfen, wenn wir jenes ungereimte Jammern über Sprachverderbniß in seiner Umgereimtheit darstellen wollten, zumal da die scholastische Sprache in die Schule, nicht ins Leben gehört, und da nicht der Schulphilosoph, sondern jener verrückt ist, der die Schule mit dem Leben, das praktische Erkennen mit dem wissenschaftlichen verwechselt. Wenn daher eine Metakritik eine gemeinere und verständlichere Sprache redet, als die Kritik, so ist zwar nicht zu läugnen, daß der Verfasser der ersteren ein anderer Sprachkünstler sey, als der Verfasser der anderen; aber eben so gewiß ist es auch, daß die gemeinen empirischen Gedanken des ersteren leichter gemeine Ausdrücke fanden, als die in den Tiefen der Intelligenz liegenden Ideen des andern. Der gemeine Verstand ist bey diesen Klagen über die Philosophen um vieles vulgärer, als das gemeine Auge, das weder Herscheln noch sein Teleskop Lügen straft, weil es nicht siehet, was dieser beobachtet. Aber vollendet ist die Tollheit, wenn Gelehrte ihre philosophische Handwerkssprache ins gemeine Leben oder auf die Kanzel bringen, wenn sie fodern: der gemeine Verstand solle das philosophische Wesen, den methodischen Gang, die philosophischen Seiltänzerkünste nachmachen. Wenn daher Ideen und Ausdrücke des transcendentalen Idealismus im gemeinen Volksunterricht vorkommen, die doch auf dem empirisch-realen Standpunkte des Volks baarer Unsinn sind, wie denn dieses niemand besser wissen kann, als der Idealist selber; wenn in Predigten vom Unbedingten, Unendlichen im Endlichen vom Anstreben des Unendlichen u. dergl. die Rede ist: so ist dieses ohne Zweifel ein leidiger Beweis unseres

14. §. daß der gesunde Verstand mit dem gelehrten im umgekehrten Verhältnisse stehe.

Als negative Bedingung fordert daher die Popularität: daß der Gelehrte sich seiner gelehrten Sprache und seiner gelehrten Methode entäußere, ein Philosoph zu seyn nicht für einen Raub halte, sondern Knechtsgestalt annehme, und werde wie ein anderer Mensch. Die feine Scheidekunst des Philosophen erscheint in der Popularität als etwas ganz fremdes. Denn da ist es gar nicht auf das reine intellektuelle, sondern auf das praktische Thun abgesehen, da will man nicht trockene Begriffe analysiren, sondern durch lebendige Erkenntniß zur That fortreißen. Es soll nicht das Denken vom Anschauen und Fühlen abgesondert, sondern grade damit vereiniget, und eine kräftige Harmonie aller Geistesvermögen hervorgebracht werden. Aus dem Garten der Musen und Grazien entlehnt daher der populare Redner seine Blumen, um das Wahre und Gute in der Form des Schönen darzustellen, die der Philosoph grade, als solcher, vermeiden muß. Zu dem Studio des gemeinen Verstandes, muß daher auch Studium der gemeinen sinnlichen, prägnanten Sprache kommen, und die Popularität ist daher ohne Kunst ganz unmöglich.

§. 16.

Es ist daher falsch und einseitig, wenn die Popularität in den bloßen Gebrauch gesetzt wird, den man von der Sprache macht.

Die Theologen, selbst Garve, setzen die Popularität in den Gebrauch der Sprache. Wer Kunstwörter vermeidet, überdieß die Sprache so weit in seiner Gewalt hat, daß er faßlich, leicht treffend, anmuthig seine Gedanken darstellen kann, dem legt man die Gabe der Popularität bey. Zwar ist nicht zu läugnen, daß die verständlichsten Gedanken durch eine unbehülfliche und holprichte Sprache unverständlich und widerlich werden. Allein die Popularität ist nicht etwas, was blos zur Grammatik oder Rhetorik gehöret. Es kann jemand alle Terminologien vermeiden, die Sprache sehr in seiner Gewalt haben, und doch unpopulär seyn. Der — ohne sein Verschulden, vielleicht auch ohne sein Verdienst — so berühmt gewordene Aufsatz Fichtes: über die moralische Weltregierung, im philosophischen Journal, ist durchgängig in der sogenannten populären Sprache geschrieben, und doch im höchsten Grade wissenschaftlich, unpopulär. Dem populären Reden und Schreiben muß daher ein populares Denken vorhergehen, d. i. eine Ansicht und Betrachtung eines Gegenstandes nach der Weise und innerhalb der Sphäre des gesunden Verstandes. Wenn es möglich wäre, die Kr. der r. Vern. in lauter gemeine Ausdrücke zu übersetzen, so könnte sie doch dadurch nimmermehr ein populares Werk werden. Der Leser der in die Volkssprache übersetzten Kritik müßte wissenschaftlichen Geist, gelehrte Kenntnisse und — einen zum Philosophiren tüchtigen Verstand zur Lektüre mitbringen. Mit Worten allein zwingen wir es daher in der popularen Rede nicht.

In-

Indessen kann nicht geläugnet werden, daß zur Popularität Bedingungen erfordert werden, die in dem Gebiete der Grammatik liegen. Aber es wird geläugnet, daß diese grammatischen Bedingungen etwas der Popularität Eigenthümliches seyen, da solche grammatische Regeln nothwendige Eigenschaften des guten Styls und eines jeden Vortrags überhaupt ausdrücken. Wie die Regeln der Logik über alles Denken, so erstrecken sich die Regeln der Grammatik über alles Reden.

Wenn man in Frankreich nach Garves Anmerkung *) nicht sowohl zwischen popularen und wissenschaftlichen, als nur zwischen gut und schlecht geschriebenen Büchern einen Unterschied macht, so ist diese Bemerkung zwar sehr richtig: aber der Grund liegt nicht in der höheren Ausbildung ihrer Sprache, als worin der Deutsche mit dem Franzosen wohl in einen Wettkampf sich einlassen könnte, sondern darin, daß das Ding, welches wir Wissenschaft und Philosophie nennen, dem Franzosen etwas ganz unbekanntes, etwas ganz anders, als die ihm wohl bekannte empirische Psychologie ist. Der Geist der Gründlichkeit, die Tiefe, die kalte Ruhe, nach welcher der Deutsche ringt, wenn er Wahrheit sucht, ist dem flacheren, geschwätzigen Franzosen, jedoch mit ehrenvollen Ausnahmen, der seine Weisheit im Umdrehen einer Dame muß vordemonstriren können, wenn sie die Probe halten soll, etwas unbekanntes, vielleicht unerreichbares. So bald daher der Franzose nach un=

*) Vermischte Aufsätze, welche einzeln oder in Zeitschriften erschienen sind, von Chr. Garve. Breslau 1796. S. 337.

unserer Weise wird philosophiren lernen, so kann derselbe zwar gut, wird aber nothwendig unpopulär reden und schreiben, verständlich nur einer auserwählten Zahl. Daß übrigens hier nur von Französischen Philosophen, nicht von Physikern und Mathematikern die Rede sey, lehrt der Zusammenhang.

Was aber unsere zeitherigen Bemerkungen auffallend bestätiget, ist das Datum: daß unter keinem Volke, bey dem die Wissenschaften nicht blühen, und das kein gelehrtes Publikum hat, von Popularität die Rede ist. So kann es keine exoterische Philosophie geben ohne eine esoterische. Der künstliche Verstand muß erst in seinem Gange, in seiner Methode und seinen Resultaten mit dem gemeinen sich entzweyen, ehe die Gegensätze Wissenschaftlichkeit und Popularität möglich werden. Daher nahm in unseren Zeiten die Empfehlung und das Bedürfniß der Popularität in eben dem Grade zu, als der philosophische Geist sich ausbreitete, und die Spekulation sich auch in den Umgang und in die Volksunterweisung verirrte.

§. 17.

Das populäre Denken ist weder das blos natürliche und gemeine, noch das blos künstliche, wissenschaftliche; sondern ein das gemeine und künstliche vereinigendes Denken, wodurch die praktisch-interessanten Resultate der Wissenschaft in der Sphäre des gesunden Verstandes dargestellt, und entweder in der Erfahrung nachgewiesen, oder als nothwendige Voraussetzungen derselben z. B. Freyheit, Gott, aufgestellt werden.

Wenn

Wenn zur Popularität weiter nichts gehörte, als die Ansicht einer Sache aus dem Standpunkte des gemeinen Verstandes, ausgedrückt in der Sprache des Lebens, so verdiente sie nicht die Rede. Ein solcher Vortrag kann wohl unlogisch, verworren, verwickelt, fragmentarisch und ein krauses Gemengsel seyn; aber jedes Fragment ist populär. Durch eine Popularität des blos natürlichen Denkens könnte der gemeine Verstand auch nicht anders als blos historisch erweitert werden, denn eine höhere, gründlichere Ansicht als die des gemeinen Verstandes kann der gemeine Verstand nicht geben. Derjenige, der mit gemeinem Verstande zu dem gemeinen Verstand redet, bedarf auch keiner Condescendenz. Wenn auch die Erkenntnisse des gemeinen Verstandes durch logischen Kunstverstand geordnet, verdeutlicht werden, so werden doch jene Erkenntnisse durch die logische Vollkommenheit des Vortrags nicht erweitert, berichtigt, begründet. Die Popularität bestehet daher eben so wenig in der blos logischen Vollkommenheit eines Vortrags, als in der grammatischen und rhetorischen Vollkommenheit. §. 16.

Ein bloßes wissenschaftliches Denken aber würde nichts anders als Wissenschaft und Spekulation hervorbringen. Wenn daher Popularität etwas von der Logik und der Rhetorik, von gemeiner Seichtigkeit und wissenschaftlicher Gründlichkeit Verschiedenes, zwischen beyden mitten inne Schwebendes, seyn soll, so ist sie nur möglich, wenn die fürs Leben brauchbaren wissenschaftlichen Resultate durch schöne Kunst, vermittelst der Versinnlichung, der gemeinen Fassungskraft genähert werden, wodurch dem natürlichen Ver-

stand

stand nothwendig ein Licht aufgehet. Aber solche wissenschaftliche Resultate dürfen weder in dem Standpunkte, noch in der Trockenheit und Abstraktion, noch in dem systematischen Zusammenhange der Spekulation, sondern in konkreter Anschaulichkeit, in jener Berührung mit dem Leben und Handeln vorgetragen werden. So allein läßt sich die Wissenschaft herab zum Volke, und die Popularität ist das Mittelglied, wodurch gemeines und gelehrtes Denken vereinigt wird.

Obgleich es um der Kürze willen nothwendig scheint, Beyspiele so viel als möglich zu vermeiden, so können wir doch eben hier, wo unsere Theorie von der herrschenden abweicht, der Beyspiele nicht ganz entbehren. In Reinhards Predigten vom Jahre 1795. Sulzbach, 1796. befindet sich S. 266. folgendes Thema musterhaft behandelt: Wie viel darauf ankomme, daß wir das Bewußtseyn unsers freyen Willens stets lebhaft in uns erhalten. Der Herr Verfasser führt seinen Hörer in sein Inneres zurück, um die Selbstanschauung zu veranlassen, und zeigt, daß eine Unabhängigkeit von zwingender Nothwendigkeit durchaus zum Rechtthum erfordert werde, daß ohne jenes Bewußtseyn weder Selbstachtung, noch Aehnlichkeit mit Gott, noch eine reine und standhafte Tugend, noch wahre Zufriedenheit möglich sey. So knüpft er eine wissenschaftliche Idee an die Gedanken des natürlichen Verstandes, an die Bestrebungen des guten Herzens, und erweitert den gemeinen Verstand durch praktische Darstellung einer der fruchtbarsten Ideen.

Wenn

Wenn daher der populäre Redner zugleich ein wissenschaftlicher Kopf seyn muß, der gelehrtes und gemeines Denken vermittelst der schönen Kunst vereiniget, so muß z. B. jeder Prediger über Moralität, Religion ꝛc. mehreres und dieses gründlicher wissen, als das Volk, er muß mehr wissen, als sein Vortrag anzudeuten scheint. Aber er will sein höheres Wissen dem Volke verständlich und interessant darstellen. Er wird sich daher fragen: wie denkt sich der natürliche Verstand z. B. die Lehre von der Freyheit? In welchen Urtheilen, Gefühlen äußert der gemeine Verstand das Bewußtseyn derselben? Welche Begriffe, Gefühle finde ich wohl, an die ich mein Resultat anknüpfen könnte? Welche Bedürfnisse und Situationen des Lebens wären es wohl, wo ich dem Menschen meinen wissenschaftlichen Grundsatz, z. B. daß man das Gute um sein selbst willen thun müsse, wichtig, überzeugend, interessant darstellen könnte? Ich will einen Grundsatz lehren, der in dieser Allgemeinheit und Nothwendigkeit nur durch Philosophie gefunden worden ist. Aber ich will denselben nicht wissenschaftlich, sondern nach der Vorstellungsart, nach den Bedürfnissen eines praktisch handelnden Menschen darstellen. Die Wissenschaft darf daher nicht persönlich zum Vorschein kommen, wohl aber ihr Geist, ihre Kraft, ihr höheres Wesen. — So eine Sache darstellen, heißt aber popular seyn. Popular seyn nach der zeitherigen Darstellung heißt aber nichts anderes, als eine auf dem gelehrten Standpunkte erkannte Wahrheit innerhalb des Horizontes des gemeinen Verstandes darstellen, wissenschaftliches und gemeines Denken vereinigen, beydes durch einander bestimmen.

Hier-

Hieraus ergiebt sich; 1. daß die Popularität etwas ganz anderes sey, als logische Klarheit. Diese muß in jedem Vortrage herrschen, er sey spekulativ oder popular. 2. Daß ohne vorhergehende wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes keine populare Darstellung desselben, sondern nur plebejes Geschwätz möglich ist. 3. daß nur ein Gelehrter wahrhaft popular seyn kann, so wie bey den Römern ein vir popularis jedesmal ein Vornehmerer war.

Wenn daher die Perfektibilität der Menschen durch eine Anstalt gesichert, die Wahrheit auf dem gelehrten Gebiete dem Volke zum praktischen Gebrauche mitgetheilt, und dieses mit dem vorauswandelnden Gelehrten immer auf dem Pfade nach steigender Vollkommenheit seyn soll; so muß es zwischen dem Gelehrten und dem Volke einen Stand geben, der Vermittler der Kultur zwischen dem wissenschaftlichen und dem gemeinen Verstande ist. Das ist nun der Stand der Volkslehrer, zu welchem Volke aber Fürsten und Grafen gehören, oder der Predigerstand. Es ist merkwürdig, daß der Predigerstand in der Wirklichkeit ist, was Merkur in der Mythologie ist, nämlich ein Gottesbote, der Vernunftgesandte an die unwissende große Menge. Er hinterbringt den Rath und Willen der Unsterblichen, (die Aussprüche der gelehrten Vernunft) nicht was der Menge selber gut dünkt. — Die Gabe holdseliger Rede, Anmuth und Anstand gewinnen ihm die Herzen der Menschen, und er veredelt ihr Thun. Ανθρωπων εργοισι χαριν και κυδος οπαζει. Odyss. XV, 319. Freundlich tröstend, ermuthigend geleitet

tet der Predigerstand, auch als ψυχοπομπος dem Merkur ähnlich, die Seelen in die Unterwelt hinab. Er ist κηρυξ, διακτορος des höchsten Gottes, Gesandter an die Menschen, nicht von den Menschen. Er kömmt aus dem Sitze der Olympier, um das Höhere mit dem Niederen, das Himmlische mit dem Irrdischen zu vereinen, und durch das höhere Göttliche das niedere Gemeine zu veredlen.

Es war daher gewiß kein von der Weisheit eingegebener, sondern von Animosität herbeygeführter Gedanke, wenn Gedike die Schulmeister zu Prediger, und diese zu Schulmeister machen wollte. Er übersahe gänzlich die Ordnung der Vernunft, (denn so erscheinet das Christenthum in der Organisation des Lehrerstandes,) daß es zwischen dem gelehrten und dem gemeinen Publiko ein vermittelndes Glied geben müsse, welches Vermittler der höheren fortschreitenden Kultur sey, und nicht durchs Buchstabenwesen, wovon das Volk nichts hält, sondern durch lebendige Rede das wirkliche Leben dem idealischen nähert. So ist eigentlich der Prediger Dollmetscher, κηρυξ des gelehrten Publikums an das gemeine. Er muß mehr, als gemeiner Mann, er muß Gelehrter seyn. Er muß ferner verstehen, was Gelehrte nicht immer können, nämlich die Kunst, Ideen der Wissenschaft ins Leben einzuführen, die Weisheit der Philosophen, die oft unter sieben Siegeln modert, durch praktische Darstellung lebendig zu machen.

§. 18.

§. 18.

Problem der Popularität.

Das Problem und Wesen der Popularität besteht in der Vereinigung zweyer ganz ungleichartigen Dinge, nämlich des logischen Volkssinnes mit der höheren Erkenntnißart der Gelehrten.

Der Volkssinn logisch angesehen, wo von allem Inhalt abgesehen wird, charakterisirt sich durch konkretes Denken. §. 10. Die gelehrte Vorstellungsart hingegen ist eine abstrakte Erkenntniß des Allgemeinen. Das gemeine konkrete Denken aber ist seicht, aufs Besondere und Individuelle beschränkt, und erhebt sich nicht zu Grundsätzen, die doch die leitenden Principien des Lebens, Erkenntniß- und Beurtheilungsgründe des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen sind. Der gelehrte Verstand, der abstrahirend vom Besonderen hinweg — und reflektirend auf das Allgemeine hinsiehet, ist trocken, und ohne Anwendung auf das Besondere unfruchtbar. Wenn nun die gelehrte Erkenntniß lebendig und fruchtbar, die gemeine, seichte, dagegen gründlicher und umfassender werden soll, so ist dieses nur möglich durch Vereinigung beyder in einer dritten. Durch Grundsätze gewinnt aber das konkrete Denken an Umfang und Gründlichkeit, durch Beziehung auf das Besondere gewinnt das abstrakte Denken an Lebendigkeit und Inhalt. Denn je allgemeiner eine Erkenntniß, desto größer ihr Umfang und desto kleiner ihr Inhalt; je konkreter eine Erkenntniß desto kleiner ihr Umfang und desto größer der Inhalt. Diese neue

neue, populare Erkenntniß ist aber eine Vereinigung zweyer an sich ganz ungleichartigen Dinge, und aus der Vereinigung beyder Gegensätze entspringt die Popularität.

Das Methodische Verfahren beyde Vorstellungsarten zu vereinigen, und wovon mir noch keine Anweisung bekannt ist, heißt die Versinnlichung, ein Schematismus der Kunst, nicht der Natur des Erkenntnißvermögens, dergleichen jener Schematismus ist, von welchem die Kr. der r. Vern. redet. Unsere Theorie muß daher nothwendig die Theorie der Versinnlichung, wenn auch nur versuchsweise, entwickeln.

Diese Ansicht der Popularität, wie sie in diesem und den vorhergehenden §. §. herrscht, so abweichend sie auch von der gewöhnlichen seyn mag, trifft übrigens zusammen mit einer Aeußerung Kants in dessen Logik S. 155. 3. „Das Verhältniß zu treffen", heißt es da, „zwischen der Vorstellung in abstrakto „und in konkreto in derselben Erkenntniß; also der „Begriffe und ihrer Darstellung, wodurch das Maximum der Erkenntniß dem Umfange sowohl, als dem „Inhalte nach, erreicht wird, darinn besteht die „Kunst der Popularität." Es kann jedem, der unabhängig über eine Sache selbst denkt, nichts anders, als eine erfreuliche Bestätigung seyn, wenn er mit einem solchen Denker zusammentrifft.

§. 19.

Erklärung der Popularität im strengsten Sinne.

Die Popularität im strengsten Sinne, mit Absonderung aller derjenigen logischen und rhetorischen Vollkommenheiten, die sie mit anderen Erkenntnissen gemein hat, ist daher diejenige Erkenntnißart, wodurch das abstrakte Denken mit dem konkreten vereiniget wird, und wovon eine allgemeine Verständlichkeit die Folge ist.

Oder:

Ein popularer Vortrag ist ein Vortrag an Ungelehrte, über praktische Gegenstände des Lebens, gedacht in der konkreten Vorstellungsart des gemeinen Verstandes, und dargestellt in der edlen Sprache des Lebens.

Oder:

Popularität ist die versinnlichende, anschauliche Denk- und Darstellungsart höherer Vernunftwahrheiten für den gesunden Menschenverstand.

Kaum bedarf es der Erwähnung, daß diese Erklärungen nur in Worten verschieden, und verschiedene

dene Formeln einer und ebenderselben Sache sind. Ueber diesen Begriff kann man aber mit dem Verf. nur einig seyn, wenn man mit ihm in den vorbereitenden §. einig wurde.

§. 20.

Formelle, materielle Popularität.

Die zeither beschriebene Popularität, die den Standpunkt des konkreten Denkens berücksichtigt, ist die formelle. Die materielle müßte theils bestimmte Begriffe, theils Bilder vermeiden, für welche das Volk im ersteren Falle keinen Verstand, im zweyten keine Phantasie hat.

Da wissenschaftliche Begriffe z. B. Form der Anschauung, reine Verstandesbegriffe, Unbedingtheit rc. nur das Produkt des wissenschaftlichen Denkens sind, so begreift die Ausschließung des wissenschaftlichen Denkens der Form nach auch die Ausschließung wissenschaftlicher Begriffe in sich. Aber auch die Anschauungen, deren man sich zur Versinnlichung bedient, können von der Phantasie des Volks zu entfernt liegen, z. B. Religion, des Himmels Erstgeborne, Natur, die große Künstlerin. Besonders dem gemeinen Manne ist die Natur nicht Künstlerin, sondern Organ der göttlichen Weisheit, Allmacht und Güte. Diese Eintheilung giebt für die Popularität zwey Regeln an die Hand, die erste: daß man sich versetze in den Gesichtspunkt des Volks, d. h. des gesunden praktischen Verstandes

§. 12. die andere: daß man alle wissenschaftlichen und dichterischen Begriffe und Ausdrücke vermeide.

§. 21.

Die Gründe, aus welchen die innere Möglichkeit einer Sache begriffen wird, heißen die Bedingungen derselben. Diese sind entweder innere, wesentliche; oder äußere, Hülfsbedingungen.

§. 22.

Zur Erklärung des in dem Begriffe der Popularität vorausgesetzten Realwesens derselben bedürfen wir der Erkenntniß der inneren Bedingungen.

§. 23.

Als der Popularität wesentlich ist §. 18. u. §. 19. aufgestellt und erwiesen worden eine Erkenntnißart bis jetzt noch unbestimmter Gegenstände, die abstrakt und konkret zugleich, d. h. in welcher beydes (nicht idendisch, sondern) synthetisch vereiniget ist.

Das Eigenthümliche der Popularität bestehet daher darinn: daß Begriffe nur vorkommen in Verbindung und Anwendung auf Anschauungen, und diese erhoben zur Klarheit der Begriffe.

Anm. 1. Eine Erkenntniß durch bloße Begriffe wäre philosophisch; eine Erkenntniß durch bloße Anschauungen ohne Begriffe wäre gar keine Erkenntniß, sondern thierisches Vorstellen = blindes Anschauen, wie in dem ersten Lebensjahre des Menschen.

Anm. 2. Das Höchste, was populäre Vorträge leisten können, ist Aufklärung; das höchste des wissenschaftlichen Denkens ein System der Philosophie.

§. 24.

Der Standpunkt, wo Begriffe und Anschauungen in unzertrennlicher Vereinigung vorkommen, §. 23. ist der Standpunkt des natürlichen gemeinen Verstandes. Da diese Anschaulichkeit der Begriffe vorausgesetzt wird zur möglichen Anwendung derselben auf Objekte des menschlichen Lebens, so ist und heißt dieser Standpunkt zugleich der praktische.

§. 25.

Auf diesem Standpunkte stehet bewußtlos das Volk = der Nichtphilosoph, ohne von seiner Erkenntnißart eine (abstrakte) Erkenntniß zu haben. Der Gelehrte dagegen nimmt einen höheren Standort der Erkenntniß ein, und muß sich daher im Verkehr mit dem Volke herablassen,

§. 2. muß sichs bewußt werden, daß er kein wissenschaftliches Geschäft treibe, wenn er das Volk lehren soll. §. 23. 2.

Er muß sich auf dem Standpunkte des praktischen lebens §. 24. orientiren, wenn er seine gelehrten Resultate mittheilen will zum praktischen Gebrauche, zur Lehre, Besserung und Trost. Das nenne ich die formale Bedingung. vergl. §. 20.

§. 26.

Innere Bedingungen der Popularität.

1. Formale.

Dieser Standpunkt des lebens §. 24. ist dem Gelehrten als solchem fremd. Wenn er sich verständlich machen soll, muß er gleichsam seine Wechselbriefe umsetzen in laufende Münze. Die erste Bedingung der Popularität ist also, daß der Gelehrte sich versetze in den praktischen Standpunkt, wo die Begriffe nur vorkommen verbunden mit Anschauungen und diese erhoben zur Klarheit der Begriffe.

§. 27.

Fortsetzung; 2. materielle Bedingung.

Wenn nun der Gelehrte sich in die Sphäre herabläßt, worinn er als Mensch ohnehin stehet,

so

so muß er **zweytens** die Gabe und Fertigkeit besitzen, dem Ungelehrten seine (des Ungelehrten) Anschauungen und Wahrnehmungen zu deuten, d. i. auf deutliche Begriffe zu bringen und ihn dadurch zu erheben zu höherer Erkenntniß, §. 17. 18. zur Aufklärung, §. 23. 2. Es muß der Gelehrte **drittens** die Gabe und Fertigkeit besitzen, seine eigenen Ideen, und Grundsätze auf die Anschauungen und Erfahrungen des Ungelehrten anzuwenden, um seine Ideen mitzutheilen in der Form, wie sie dem Ungelehrten faßlich sind. Er muß sich herablassen zu **Versinnlichungen**. Dieses nenne ich die **materielle** Bedingung der Popularität, und ist im Grunde nur eine weitere Bestimmung der formalen Bedingung. §. 25. Beyde zusammen machen die **inneren** Bedingungen der Möglichkeit eines popularen Vortrags aus.

Daß hier „Popularität" im strengsten Sinne des Wortes, mit Absonderung alles dessen, was Logik, schöne Kunst rc. noch zu ihrem Aufputz beytragen mögen, mithin als ein ganz **selbstständiger** Begriff genommen werde, ist schon erinnert. Das Neue unseres Begriffs bestehet eben in seiner Selbstständigkeit, daß der kein mixtum compositum aus logisch-rhetorisch-grammatischen Ingredienzien sey.

§. 28.

Folgerung.

Daß nun dasjenige, was auf dem Standpunkte des Lebens §. 24. erkannt worden, gemäß dem Verfahren des gesunden Verstandes §. 26. nur in der natürlichen edlen Sprache des Lebens ausgedrückt werden könne und dürfe, um allgemein mittheilbar zu seyn, versteht sich von selbst.

Anm. Wer sich im Felde der Popularität, innerhalb des Horizontes des gesunden Verstandes nicht faßlich auszudrücken weiß, dessen Phantasie ist entweder durch Spekulation ausgetrocknet, oder er muß zum Grammatiker und Rhetor in die Schule gehen.

§. 29.

Hülfsbedingungen der Popularität.

Als äußere Hülfsbedingungen der Popularität erscheinen

1. der Besitz gelehrter Kenntnisse. Der populare Redner muß weiter als das Volk seyn. Denn vermittelst der Popularität soll sich die Wissenschaft herablassen zum praktischen Leben, um es zu veredeln.

2. logische Vollkommenheiten. Was die Logik in Ansehung aller Erkenntnisse über Klarheit,

Deutlichkeit, Ordnung, Eintheilung rc. lehret, betrifft auch den popularen Vortrag. Denn die logischen Regeln beziehen sich auf alles Denken und Erkennen, eben darum, weil sie formal sind. Diese logischen Vollkommenheiten sind daher die conditio sine qua non alles Erkennens. Wenn daher die allermeisten Lehrbücher der Homiletik, selbst Garve das Wesen der Popularität in die Klarheit der Begriffe setzten, so ist dieses eine Folge des unentwickelten Begriffs und einer zu flachen Ansicht, wodurch die Popularität nicht als etwas Selbstständiges erkannt wird. §. 27.

3. rhetorische Vollkommenheiten z. B. Klarheit, perspicuitas orationis, λεξις σαφη; Arist: Rhetor. l. III. c. 2. Hierzu gehört, daß man in jeder Sache das eigenthümliche Wort (ονοματα κυρια) gebrauche, doppelsinnige Wörter, zu lange, verschlungene, mit Parenthesen überfüllte Perioden rc. vermeide. Ferner: die Angemessenheit des Ausdrucks, daß derselbe dem Charakter der Sache entspreche. Wenn einer, sagen die Griechen, hohe Ideen in gemeinen Ausdrücken, und gemeine Sachen in schwülstigen Worten vortrage, so sey dieß eben so, als wenn die Könige in Lumpen, und das gemeine Volk in Purpur einhergingen. In solchen Lumpen gehen z. B. in den allermeisten Predigten die Gebete einher, die doch als Töchter des Jupiters nach dem Homer in dem edelsten Schmucke einhergehen, und ausdrückend den höchsten Schwung des Gemüthes

in

in der edelsten, erhabensten Sprache ausgedrückt seyn sollten.

4. Grammatische Vollkommenheiten, welche sich, wie die logischen Regeln, auf alles Reden und Schreiben beziehen. Indessen fordern populäre Vorträge aus vielen Gründen eine noch höhere Aufmerksamkeit auf den Styl, als etwa philosophische, wiewohl auch die Wissenschaft sich nicht zu schämen braucht, wenn sie die Kunst zur Begleiterin hat.

§. 30.

Die Lehre von der Popularität hat es also nach §. 27. wesentlich damit zu thun: 1. Anschauungen auf Begriffe; 2. Begriffe auf Anschauungen zu bringen. Ersteres kann man die Verständlichung, und letzteres die Versinnlichung nennen.

§. 31.

Die Verständlichung.

Verstehen ist etwas ganz anders als begreifen. Ersteres gehört dem Verstande im engeren Sinne, letzteres der Vernunft im engeren Sinne an.

Wenn ich z. B. einem Kinde einen Gegenstand, einen Baum zeige, mit seinen Sinnen denselben auf-

fas-

fassen lasse, so erhält das Kind eine Empfindung und Anschauung von dem Baume. Lasse ich nun die einzelnen Theile des Baumes besonders bemerken, benennen, und dann das Mannichfaltige der Theilvorstellungen, zusammenfassen in die objektive Einheit eines Gegenstandes, der Baum heißt, so wird die Anschauung auf einen Begriff gebracht, die Sinnvorstellung gedacht. Belehre ich aber jemanden über den Ursprung eines Baumes aus der organischen Kraft der Natur, so lehre ich den Baum begreifen. Der Philosoph, der den Anfang und das Ende aller Dinge zu erforschen strebt, sucht alles zu begreifen. So begreifen wir z. B. viele Thaten Jesu nicht, ob wir sie gleich verstehen. Wenn ein Wilder z. B. eine Kirche sähe, ohne einen Begriff von dem Zwecke dieses Gebäudes zu haben, so hätte er in der Sinnenvorstellung dasselbe Objekt vor sich, was jeder Andere auch sähe. Aber die Erkenntniß wäre doch bey beyden sehr verschieden, bey dem einen bloße Anschauung, bey dem andern Anschauung und Begriff. Letzterer verstände das Gebäude und seinen Zweck. Dieses Streben des Verstandes etwas zu verstehen offenbart sich in Kindern, in jedem Unwissenden durch die Frage: was ist das? Man sucht in diesem Falle zur Anschauung den Begriff.

§. 32.

Die Verständlichung, oder das Verfahren, Anschauungen auf Begriffe zu bringen, gehört in die Logik, und wird hier als bekannt vorausgesetzt.

Man

Man könnte eine ganz eigene Art der Verständlichung im engsten Sinne hieher ziehen, wo Ideen der Vernunft als Begriffe des Verstandes, das Unbedingte als ein Bedingtes behandelt, übersinnliche Gegenstände in den Horizont der Sinne herabgezogen werden. Allein das wäre nichts anders, als die bald folgende Versinnlichung. Wenn wir z. B. das unbedingte Seyn Gottes uns verständlich machen wollen, so wird diese Unbedingtheit angewandt auf die Formen unserer Sinnlichkeit, wo dann die Unbedingtheit Gottes in Ansehung der Zeit — Ewigkeit; in Ansehung des Raums — Allgegenwart heißt. Eigentlich sind alle Eigenschaften Gottes anthropomorphische Versinnlichungen seiner Unbedingtheit.

§. 33.

Die Versinnlichung

Versinnlichung ist diejenige Thätigkeit der Urtheilskraft, wodurch einem Begriffe die ihm korrespondirende Anschauung zur Seite gestellt wird. S. auch §. 44.

Die Versinnlichung gehet den umgekehrten Weg der Verständlichung §. 31. Erstere sucht zum Begriff, zur Regel die Anschauung; die Verständlichung zur Anschauung die Regel. Zur Verständlichung wird eine reflektirende — zur Versinnlichung eine subsumirende Urtheilskraft erfordert.

Es könnte befremdlich scheinen, daß die Versinnlichung eine Thätigkeit der Urtheilskraft, und nicht der

der Einbildungskraft genannt werde. Allein es ist nicht die Rede von der unwillkühhrlichen, sondern willkührlicher Versinnlichung. Erstere bewirkt in uns die Natur, letztere ist Gegenstand der Kunst. Die Einbildungskraft giebt zwar immer das Bild her, aber die Urtheilskraft wählt unter mehreren und verknüpft das Bild mit dem Begriffe. Ueber dieses soll die Versinnlichung auch ästhetisch seyn, und den Geschmack befriedigen. Jedes Bild der popularen Rede muß daher eine doppelte Zweckmäßigkeit haben: 1. angemessene zur Erläuterung des Begriffes; 2. angemessen dem Subjekt, und übereinstimmend mit dem Gefühl des ästhetischen Wohlgefallens. Diese Funktion kann daher nur die Urtheilskraft verrichten.

§. 34.

Folgerung.

Durch die Verständlichung wächst die logische Klarheit, durch die Versinnlichung die ästhetische Klarheit. Letztere ist die in der Aesthetik herrschende Lebhaftigkeit, Lebendigkeit einer Vorstellung. Da die Lebhaftigkeit einer Vorstellung zunimmt, je konkreter, individueller d. h. sinnlicher dieselbe wird, so läßt sich das Problem der Popularität auch denken, als eine Vereinigung der logischen Vollkommenheiten einer Erkenntniß der ästhetischen Vollkommenheit derselben.

§. 35.

Doppelte Beziehung der Anschauungen und Begriffe auf einander.

Begriffe und Anschauungen beziehen sich auf eine doppelte Weise auf einander;

a) a posteriori, wenn der Begriff empirisch aus der Anschauung entsprang;

b) a priori, wenn gewisse Anschauungen nur durch reine Verstandes- oder Vernunftbegriffe verstanden und begriffen werden können.

Der erstere Fall hat keine Schwierigkeit. Wenn z. B. der zu versinnlichende Begriff der Begriff der Lufterscheinungen wäre, so würde dieser Allgemeinbegriff versinnlicht durch die Arten der wässerichten, feurigen, optischen Naturerscheinungen z. B. Fata Morgana. So spricht die Bibel anstatt: Verlaßt euch nicht auf Menschen, selbst auf die mächtigsten nicht — verlasset euch nicht auf Fürsten. — Bedenklicher scheint die Beziehung a priori zu seyn. Allein sie ist für den Unbefangenen leicht einzusehen. Ich beobachte zwey Zustände, gefrornes Wasser und darauf dasselbe wieder aufgethaut, und drittens die Wärme der Sonne. Jene Wahrnehmung kann nur verstanden werden durch den reinen Begriff der Ursache, welche in diesem Falle zu Folge der Beobachtung die Sonne ist. So kann ferner eine gerechte, wohlthä-

thätige Handlung nicht verstanden werden ohne den vorhergehenden Begriff der Gerechtigkeit und des Wohlthuns.

§. 36.

Alle Anschauungen, wodurch Begriffe versinnlicht werden, gehören entweder zum äußeren Sinne, oder zum inneren, und enthalten entweder ein Mannigfaltiges im Raume, oder in der Zeit. Die ersteren heißen äußere, die zweyten innere Anschauungen.

Auf die sogenannte intellektuelle — denkende Anschauung kann hier nicht Rücksicht genommen werden, wo von der Versinnlichung die Rede ist, gesetzt auch, daß der Verfasser dieselbe für etwas anderes als eine willkührliche Benennung, und psychologische Täuschung hielte, da jene sogenannte intellektuelle Anschauung auch nicht einmal beschrieben werden kann, ohne daß sie auf die Formen des Raums und der Zeit ausgespannt, und dadurch sinnlich wird.

§. 37.

Wir sind zu Folge unseres Erkenntnißvermögens bestrebt, das Innere uns als ein Aeußeres versinnlichend zu denken, und die inneren Anschauungen auf äußere zu reduciren.

So stellen wir uns die successive Entstehung der Zeit unter dem Bilde des Linienziehens, die Momente der

der Zeit unter Punkten im Raume vor. Daher werden Verhältnisse des Raums auf die Zeit angewandt, indem wir von Länge, Kürze der Zeit ꝛc. reden. Die Erklärung dieser Erscheinung gehört in die reine Philosophie. — Das Theater unserer Einbildungskraft ist daher nur räumlich, und sie heftet innere Anschauungen an äußere Gestalten und Bewegungen. Die Einbildungskraft als Anschauungsvermögen kann z. B. keinen Zornigen anschauen, ohne das verzerrte Bild desselben in Gedanken zu zeichnen.

§. 38.

Nähere Bestimmung des Problems der Versinnlichung.

Das Problem der Versinnlichung: jedem Begriffe eine korrespondirende Anschauung zu geben, §. 32. specificirt sich nun nach §. 37. in die bestimmtere Aufgabe: alle und jede Begriffe, selbst die nicht ausgenommen, die sich aufs Uebersinnliche beziehen, durch äußere Anschauungen §. 36. zu versinnlichen.

§. 39.

Logische, ästhetische Versinnlichung.

Für den Zweck der Popularität ist es nicht unwichtig, zwey verschiedene Arten der Versinnlichung auch wirklich zu unterscheiden, nämlich die logische, die einen Begriff blos klar und anschau-

lich

sich, und die ästhetische, die einen Begriff anschaulich und schön darzustellen sucht.

Die Versinnlichung, welche wir suchen, ist von der rhetorischen und poetischen verschieden. Die populare strebt einen Begriff in konkreto darzustellen vermittelst einer mit dem Begriffe harmonirenden Anschauung, und sie ist zufrieden, wenn nur der Begriff richtig gefaßt wird. Bey der popularen Versinnlichung wirken Verstand und Einbildungskraft gemeinschaftlich, doch so, daß die letztere von dem ersteren zu einer bestimmten Pro- oder Reproduktion bestimmt, geleitet wird. Die Funktion der Einbildungskraft wird hier vom Verstande, durch bestimmte Begriffe regulirt.

Bey der poetischen Versinnlichung ist die Einbildungskraft oder die Phantasie freythätig, und in einem freyen, nicht logisch geregelten, Spiele, welches gleichwohl zweckmäßig ist, und mit Begriffen harmonirt. Eine freye Gesetzmäßigkeit der Phantasie. Dieses freye Spiel, als eine Harmonie der Erkenntnißvermögen, die nicht durch den Zwang der Grundsätze bewirkt wird, bewirket — als innerer Zustand — nothwendig ein Gefühl, ein Wohlgefallen an der freyen Zweckmäßigkeit, welches das Gefühl des Schönen ist. Dieses freye Spiel ist zwar dem Genie etwas Natürliches, inwiefern aber dazu Kultur erfordert wird, etwas Künstliches.

Wenn nun aber in einem popularen Werke z. B. in einer Predigt, Geschichte 2c. beyde Arten der Versinnlichung sich vereinen, wenn die Anschauungen ein-

einmal mit dem Objekte — dann auch mit dem Subjekte und seinen Erkenntnißvermögen übereinstimmen, wenn die Versinnlichung richtig und zugleich schön ist, so muß nothwendig der Effekt der ästhetischen Klarheit, oder wie Moses Mendelssohn sie nennet, die sinnliche Vollkommenheit um so größer seyn. Obgleich beyde Arten der Versinnlichung verschieden sind, indem die populare einen Begriff blos sinnlich, die ästhetische dagegen sinnlich-schön darzustellen sucht, so kann doch die populare Versinnlichung der ästhetischen nicht entbehren, wenn sie die höchste Wirkung hervorbringen will. Ein populares Werk z. B. eine Predigt, eine Biographie muß zugleich ein Werk der schönen Kunst seyn. Wenn daher z. B. die Vorbereitung des Herzens zur Religion mit dem Bearbeiten eines Ackers, und das Wort Gottes mit dem Dünger verglichen wird, so ist die Versinnlichung zwar logisch und popular richtig, aber geschmacklos, und solcherley Mist muß aus der schönen Rede wegbleiben.

Die Unterscheidung beyder genannten Arten hat aber hier auch zur Absicht, die populare Versinnlichung in ihre engste Grenze einzuschließen, damit der Leser hier nicht suche, was nur allein eine Aesthetik und Poetik zu geben verbunden ist. Wir werden daher nur die Regeln entwickeln, nach welchen der gesunde Verstand bey seinem konkreten Denken natürlich verfährt, und welche Regeln der populare Gelehrte bey der Darstellung seiner Ideen künstlich, mit Bewußtseyn nachzuahmen hat.

§. 40.

§. 40.

Gegenstände der Versinnlichung.

Die Gegenstände, die einer Versinnlichung fähig und bedürftig sind, sind Begriffe und Grundsätze. A) Begriffe entspringen aber entweder

1. aus der Sinnlichkeit, dann heißen sie sinnliche Begriffe. Diese sind wiederum entweder rein sinnliche a priori, z. B. der Begriff der Kontinuität, eines Triangels u. s. w. oder gemeine sinnliche Begriffe, wenn sie aus Empfindung entspringen. Z. B. Stern Mond. *)

2. Oder aus der Natur des menschlichen Verstandes; diese heißen reine Verstandesbegriffe, z. B. Ursache, Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit.

3. Oder aus der Vernunft. Diese reinen Vernunftbegriffe heißen Ideen, solche Begriffe, denen in der Erfahrung nie ein ganz entsprechender Gegenstand gegeben werden kann.

*) Sinnliche Begriffe, denen gar nichts a priori, theils aus der reinen Sinnlichkeit, theils aus dem reinen Verstande anhänge, sind unmöglich. Jeder empirische Begriff hat vielmehr etwas aus der reinen Sinnlichkeit und dem reinen Verstande in sich, was den Formen beyder angehört, oder in der Schulsprache: einen transcendentalen Inhalt.

kann. Für diese hat daher die Einbildungs-kraft kein angemessenes Bild. — Diese Ideen sind ferner entweder theoretische, wenn sie aussagen, was da ist, z. B. Weltall; oder praktische, wenn sie bestimmen, was, und wie es, seyn soll, z. B. eine billige Handlung. Die praktischen heißen auch Freiheitsbegriffe, weil sie sich auf Freiheit der Willkühr beziehen; die ersteren Naturbegriffe, weil sie auf die Natur gehen.

Anm. Die Reflexionsbegriffe der Urtheilskraft sind hier geflissentlich übergangen worden.

B. Grundsätze entspringen ebenfalls aus der Sinnlichkeit, oder aus dem Verstande und der Vernunft, und sind daher theils reine sinnliche, Verstandes- und Vernunftgrundsätze, oder gemischte.

Grundsätze sind entweder theoretisch, oder praktisch. Letztere sind Grundsätze der Geschicklichkeit, der Klugheit, der Sittlichkeit, mit den Kunstnamen: technische, pragmatische, moralisch-praktische, letztere auch praktische schlechthin. Die praktischen Grundsätze im engsten Sinne sind

1. in Ansehung ihrer Form, subjektive, wenn sie nur für ein Subjekt gültig sind. Z. B. Jene Vorschrift Jesu; lasse die Todten ihre Todten begraben; verkaufe, was du hast, und folge mir nach! Diese heißen Maximen. Oder sie enthalten eine allgemeingültige Bestimmung des Willens für jedermann, dann heißen sie Imperativen, Gesetze. Z. B. Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.

2. In Ansehung ihres Inhalts beziehen sich praktische Grundsätze entweder auf eine schon vorhandene Naturbestimmung des Begehrungsvermögens durch das Gefühl der Lust und Unlust; z. B. um einen frühen Tod, als ein gefürchtetes Uebel, nicht selbst zu beschleunigen, so sey mäßig! Oder sie drücken die Vernunftmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit des Willens überhaupt aus, der Gegenstand, Zweck der Thätigkeit sey welcher er wolle. Diese heißen reine formale — und in Anwendung auf sinnliche Triebe — angewandte materiale Grundsätze. Beyde letztere sind entweder rechtliche, wenn in Absicht derselben eine äußere — oder ethische, wenn in Absicht derselben nur eine innere Gesetzgebung, d. i. des bloßen Gewissens Statt findet. Z. B. Du sollst sittlich immer vollkommner werden!

§. 41.

Versinnlichung der Verstandesbegriffe.

Reine Verstandesbegriffe werden versinnlicht durch ein Schema, d. i. durch ein Bild, welches die Einbildungskraft a priori producirt, um dadurch die Anwendbarkeit reiner Begriffe auf Gegenstände der Erfahrung möglich zu machen. Bey diesem Schematisiren legt die reine Einbildungskraft die Zeit, als die Form des innern Sinnes, in welchem alle Anschauungen, auch die äußeren, enthalten sind, zum Grunde, und konstruirt aus dem Mannichfaltigen der Zeit ein Bild, gemäß der im reinen Begriffe enthaltenen Verstandesfunktion. Weil ein solches Bild auf alle Anschauungen einer bestimmten Klasse paßt, heißt es ein Gemeinbild, oder Schema. Dieses Schematisiren bewirkt die Natur des Erkenntnißvermögens von selbst ohne Kunst, und die Lehre davon gehört nicht hieher.

Abstrahirte Begriffe, deren Allgemeinheit bald höher, bald niedriger ist, z. B. Pflanze, Ding, werden versinnlicht durch Beygesellung und Reproduktion derjenigen Anschauungen, woraus sie entstanden sind, wodurch die empirischen Gemeinbilder z. B. einer Blume, eines vierfüßigen Thieres ꝛc. geweckt werden.

Solche abstrahirte Begriffe werden ferner versinnlicht durch Namhaftmachen ihrer anschaulichen Merkmale, also in der Rede durch signifikante, malerische Beywörter. Z. B. blumichte Aue, wogende Saat, nickender Halm, emsige Hausfrau. Oder die Charakteristik wird ins Zeitwort gelegt, so wie Voß in der Odyssee: Birnen reifen auf Birnen, auf Aepfel röthen sich Aepfel, Trauben auf Trauben erdunkeln, und Feigen schrumpfen auf Feigen.

Hier gilt vorzüglich die oben §. 35. angedeutete Regel, Gattungsbegriffe durch Art- und Individualbegriffe, das Ganze durch Enumeration seiner Theile ꝛc. zu versinnlichen. Beyspiele der ersteren Art enthält in Menge die Bibel. Z. B. anstatt: Gott erhält die Thiere, heißt es: er speist die Vögel, die Raben, die Löwen, die nach Raube brüllen. Letztere Art ist vorzüglich zu einer rhetorischen Beschreibung geeignet. Z. B. den Satz: die ganze Natur ist für den Menschen nützlich, enumerirt Löffler in einer Erndtepredigt ungefähr also: wem grünet die Erde? wem blühet der Baum? Wem rieselt die Quelle? Wem leuchtet die Sonne? ꝛc.

Regel:

Bringe allgemeine Begriffe auf die möglichst niedrigsten! —

Je allgemeiner aber ein Begriff z. B. Ding, desto größer ist sein Umfang, und desto kleiner

sein Inhalt. Umgekehrt: je konkreter und individueller ein Begriff, z. B. eine Brockenblume, desto kleiner ist der Umfang, und desto größer der Inhalt. Die Regel kann daher auch ausgedrückt werden; Strebe im popularen Unterrichte nach solchen Begriffen, die den kleinsten Umfang, und den größten Inhalt haben; oder: individualisire!

So drückt Dusch den Gedanken: der Genügsame ist mit wenigem zufrieden, also aus: Genügsamkeit ist reich bey Brot und Wasser, und eine ganze Welt zu arm für einen Prasser. — Bey dieser und jeder übrigen Versinnlichungsregel, gilt aber vorzüglich das §. 38. angezeigte Gesetz: Begriffe, die Gegenstände des inneren Sinnes betreffen, durch Anschauungen des äußeren Sinnes zu versinnlichen. Dieses gilt besonders auch von dem analogischen Bilde; z. B. wenn Jesus seine Wahrheit ein Brot des Lebens nennet. — Uebrigens könnte noch Vieles beygebracht werden, wenn unsere Absicht wäre, die Sache zu erschöpfen. Für den denkenden Leser sind schon Winke hinreichend, und dieser wird die mannichfaltigen Arten der Anwendung der gegebenen allgemeinen Regel von selbst beobachten.

§. 42.

Versinnlichung der Vernunftbegriffe.

Da Vernunftbegriffe (Ideen) ein Unbedingtes und Allerhöchstes, Vollendetes ausdrücken,

denen

denen keine angemessene sinnliche Anschauung gegeben werden kann, z. B. das Weltall, Gott, Freyheit, Unsterblichkeit; so folgt, daß Ideen nicht direkt, sondern indirekt, mithin nur bildlich, analogisch, metaphorisch, symbolisch oder kontrastisch veranschaulicht werden müssen. Da nun die Religion insbesondere aus lauter Vernunftbegriffen besteht, die sich theils auf das Uebersinnliche in uns, theils auf das Uebersinnliche außer uns beziehen, so folgt, daß in der Religion besonders das Symbol und der symbolische Anthropomorphismus, so wie eine uneigentliche, nur bildliche Sprache herrschen werde.

Wenn Ideen, denen doch ihrer Natur nach keine adäquate sinnliche Anschauung gegeben werden kann, gleichwohl versinnlicht, und so angemessen für den gesunden Verstand dargestellt werden sollen, so können die Anschauungen, welche die Urtheilskraft den Ideen beygesellt, nur sinnliche seyn, die aber nicht den Vernunftbegriff selbst, sondern nur ein ähnliches Verhältniß zu demselben ausdrücken. Ist der Vernunftbegriff ein solcher, durch welchen ein Verstandesbegriff bis zum Unendlichen erweitert wird, so ist in diesem Falle, z. B. bey dem Begriffe des Weltalls, weniger Schwierigkeit vorhanden, weil solche Begriffe einer sinnlichen, synthetisch wachsenden, Beschreibung fähig sind. Wenn aber die Idee schlechthin etwas Ubersinnliches bedeutet, so kann die sinnliche Anschauung nie von der Art seyn, daß erstere unter die letztere subsumirt werden könnte. Subsumtionen geben aber be-

bestimmende, dogmatische Urtheile. Folglich wird der Anwendung sinnlicher Anschauung auf eine Idee jedesmal nur eine Analogie, ein reflektirendes Urtheil zum Grunde liegen. Sinnliche Anschauungen bezogen auf Ideen können daher immer nur ein ähnliches Verhältniß ausdrücken, können nur assimilirende Bilder seyn, die nur analogisch verstanden werden müssen, und keine direkte intuitive Erkenntniß gewähren. *) Wenn

*) Da nach meiner Ansicht in den Erfahrungsseelenlehren über die Gesetze der Association keine geringe Verwirrung herrscht, so sey es mir erlaubt, hier meine Ideen anzudeuten, die ich aber an diesem Orte nicht mit Beweisen unterstützen kann, und die daher für sich selbst reden mögen. — Die Art nämlich, wie Anschauungen mit Anschauungen oder mit Begriffen durch die Einbildungskraft, als Associationsvermögen, verbunden werden, ist vierfach.

a) Zufällige Vergesellschaftung, nach den Gesetzen der Gleichzeitigkeit oder der Folge. Imaginatio associans.

b) Nothwendige durch den Verstand bestimmte Verknüpfung, wo die Einbildungskraft nach einer Verstandesregel, z. B. der Ordnung, der nothwendigen Folge in der ursachlichen Verknüpfung rc. verbindet. Imaginatio affiniens.

c) Analogische, durch die Reflexion der Urtheilskraft bewirkte Beygesellung, nach den Gesetzen der Aehnlichkeit, daher das Gleichniß; oder der Unähnlichkeit, daher der Kontrast. Imaginatio assimilans.

d) Vernunftverknüpfung, z. B. in dem Verhältniß der Theile zum Ganzen. Oder indem die Einbildungskraft im Bestreben, eine Vernunftidee darzustellen, ihr Unvermögen fühlt, und von der Höhe, zu der sie aufstrebt, sich immer wieder zurückgeworfen fühlt, so setzt sie eine ganz unähnliche Anschauung der Idee entgegen z. B. im Kontraste. Imaginatio comparans, opponens, et opponendo illustrans. Nur die Verknüpfung a) gehört der bloßen

Wenn es daher heißt: Gott ist die Liebe, so wird Gott nicht der Affekt der Liebe beygelegt, sondern die Formel der Exposition des analogischen Bildes ist: wie in der Naturwelt der Affekt der Liebe sich verhält zu gewissen für Andere angenehmen Handlungen, so ein Unbekanntes = x in Gott zu den mannichfaltigen wohlthätigen Ereignissen für die Menschheit.

Die Allegorie; Die Metapher; z. B. jener schöne Ausspruch des Perikles: die im Kriege gefallene Jugend sey eben so aus dem Staate herausgenommen, als wenn das Jahr seines Frühlings beraubt sey. Die Enumeratio, die Distributio, (von welcher letzteren in der Cyropoedia Xen: I. III. c. III. 51. ein schönes Beyspiel über den Satz: τας ψυχας αμεινους ποιειν vorkömmt,) und überhaupt die figurae sententiarum et verborum, (S. Quinctilian) sind daher keine willkührliche Erfindung der Kunst, sondern in der Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens gegründet, wenn gleich die Kunst sich derselben oft blos um der Verschönerung willen bedient. Wenn z. B. der Staat mit einem Schiffe, die

bloßen Einbildungskraft an, die übrigen Arten nur in der Gemeinschaft mit den oberen Erkenntnißvermögen. Daß aber nur c) und d) zur Versinnlichung der Vernunftbegriffe tauglich seyen, leuchtet von selbst ein.

Die imaginatio associans schwärmet ohne b. c. d. im Wahnsinne. Die imaginatio affiniens herrscht besonders bey Geschäftsleuten. Die imaginatio assimilans verbunden mit a. und b. bey Dichtern. Die imaginatio opponens bey Rednern und Philosophen. Die vorzügliche Aufgelegtheit zu a. giebt einen unterhaltenden, aber flachen und regellosen; zu b. einen verständigen, aber langweiligen; zu c. einen witzigen, zu d. einen hellen und scharfsinnigen Kopf.

die Regierung mit einem Ruder, der Regent mit dem Steuermanne verglichen wird, so ist diese Versinnlichung blos künstlerisch. Denn der Staat hat zwar sein Urbild in der Vernunft, aber sein Nachbild in der Erfahrung. Aber bey ganz übersinnlichen Begriffen, die völlig undarstellbar sind, muß die reflektirende Urtheilskraft ganz anders verfahren, wie bey Verstandesbegriffen. Denn da sie zu übersinnlichen Dingen eine sinnliche Anschauung suchen, ja sogar aus dem Gebiete des Räumlichen und Beweglichen wählen soll, §. 37. so ist sie gezwungen, ganz verschiedenartige Dinge zu paaren. Aber diese verschiedenartigen Dinge müssen doch für die Reflexion Einerleyheit der Verhältnisse haben, und nach einer identischen Regel comparirt werden. Diese Einerleyheit der Verhältnisse bey übrigens ganz ungleichartigen Dingen ist nun eben die Analogie, z. B. in der vorhin genannten Versinnlichung des Staates. So ist es nichts anders als diese analogische, vergleichende Versinnlichung, wenn auf Gott, als das absoluteste Wesen, die Verstandesbegriffe Künstler, Ursache, Substanz, Raum und Zeit, und die Uneingeschränktheit in Absicht beyder angewendet werden.

Alle Versinnlichung der Vernunftbegriffe kann daher, weil der Mensch kein intellektuelles Anschauungsvermögen hat, nur indirekt, nie direkt, mithin nur symbolisch seyn. Symbolisch bedeutet aber eben die indirekte Veranschaulichung, wo ein Uebersinnliches durch ein Sinnliches nach der Analogie versinnlicht wird. Z. B. die Waage, als Sinnbild der austheilenden Gerechtigkeit; in der Malerey ein

Knabe

Knabe mit dem Finger auf dem Munde als Sinnbild des Stillschweigens; Christus als Weltrichter auf den Wolken als Sinnbild der Erhabenheit und Herrlichkeit. Symbole sind daher Versinnlichungsmittel für den Verstand, und geben keine intellektuelle Einsicht, sondern anschauliche Klarheit nach der Analogie. Sehr treffend wird daher die symbolische Erkenntniß von Kant eine figürliche Erkenntniß genannt. S. Pragm. Anthrop. S. 106. So ist das heilige Abendmahl, die Vereinigung an Einem Tische ein unvergleichliches Symbol der unsichtbaren Vereinigung aller guten und gläubigen Menschen. — Für Symbole hat aber eben unser Zeitalter, das auf der Stufe der Verstandeskultur steht, und deren Tendenz kameralistisch ist, keinen Sinn. Es mögen Andere es entscheiden, ob es unserem Zeitalter dabey an Vernunft, als dem Vermögen der Ideen, oder an Phantasie, als dem Vermögen künstlicher Anschauungen fehle. Federhüte, Ordensbänder und dergl. sind aber lauter Symbole. Um Symbole zu verstehen, dazu sind aber durchaus Vernunft und Phantasie nöthig, sonst kann man auch nicht einmal jenes Symbol sich deuten, wo ein Esel, der das Bildniß der Isis trug, die dem Bilde der Isis bezeigte Verehrung des Volkes auf sich deutete.

Da nun der Mensch das einzige intelligente und moralische Wesen ist, von dem wir eine Erkenntniß haben, so folgt, daß wir die Gottheit, um sie versinnlichend zu denken, nur mit dem Menschen vergleichen können. Nach der Natur unseres Erkenntnißvermögens ist daher der Anthropomorphismus unvermeidlich, und ein unentbehrliches Hülfsmittel

mittel für den Verstand. Anthropomorphismus heißt aber das Verfahren, wo Beschaffenheiten endlicher Vernunftwesen auf das unendliche Wesen übertragen werden. Dieser Anthropomorphismus ist aber entweder ein dogmatischer, oder ein symbolischer. Dogmatisch ist derselbe, wenn wir durch die vom Menschen auf Gott übertragenen Beschaffenheiten Gottes Natur und Wesen an sich zu erkennen vermeinten, indem wir ihm Verstand, Wille, oder noch sinnlicher: Sprache, körperliche Erscheinung rc. beylegen. Der symbolische Anthropomorphismus ist die Bestimmung der Idee der Gottheit und ihrer Eigenschaften nach der Analogie mit den moralischen Vermögen der Menschen, um das Verhältniß Gottes zur Welt und Menschheit sich verständig zu machen. Es leuchtet ein, daß durch diesen symbolischen Anthropomorphismus Gott nicht an sich erkannt werde, und daß derselbe gleichwohl für unser Erkenntnißvermögen unentbehrlich sey. Aber in dem bezeichneten Begriffe liegen zwey wichtige Regeln. Einmal: Nur die moralischen Vermögen, Kräfte und Eigenschaften der sittlichen Menschheit können auf Gott übergetragen werden. Denn es ist ein moralisches Bedürfniß, wozu wir der Idee der Gottheit bedürfen. In spekulativer Hinsicht vernichtet diese Idee alle Spekulation. Es führt daher zum groben Aberglauben, wenn man Gott körperliche Eigenschaften, z. B. Gestalt; oder zum feinern, wenn man ihm bedingte moralische Eigenschaften beylegt, z. B. Geduld, Langmuth, die aber doch endlich, z. B. in einer Sündfluth, reißt. Ferner: die Grenzen der anthropomorphisirenden Befugniß reichen nur so weit,

sind nur so weit vernunftmäßig, als das moralische Bedürfniß reicht. Der Anthropomorphismus kann und darf daher nicht so weit getrieben werden, daß das moralische Bedürfniß, als der Grund und die Bedingung desselben, dadurch aufgehoben werde. Mit der Ueberschreitung dieser Grenze hört die Idee der Gottheit auf ein Vernunftbegriff zu seyn und wird zum Gebilde der Phantasie. An der bezeichneten Grenze scheidet sich daher die Religion von der Superstition und der Schwärmerey. Aus allem diesen aber folgt, daß die religiöse Sprache eine metaphorische sinnliche Sprache sey, und nur seyn könne.

Für die Versinnlichung der Vernunftideen ist auch der Kontrast besonders geeignet z. B um die Freyheit durch das grade Gegentheil der Naturnothwendigkeit, die Ewigkeit durch den Gegensatz eines Tropfens Zeit, die göttliche Güte durch Entgegensetzung menschlicher Härte z. B. Matth. 18, 28. zu versinnlichen. Der Kontrast erhöhet aber nicht blos die Empfindung, sondern auch die Anschauung, obgleich indirekt, und verhält sich in der Redekunst, wie Licht und Schatten in der Malerey. Die Bibel ist voll solcher Darstellungen vermittelst des Kontrastes, welches schon die Vorzüglichkeit desselben zum populären Gebrauche andeutet. Für den geistlichen Redner ist daher der Kontrast so unentbehrlich, als das Symbol.

§. 43.

Versinnlichung der Grundsätze, besonders praktischer.

Praktische Grundsätze werden erläutert durch die anschauliche Klarheit der einzelnen, in denselben enthaltenen Begriffe. §. 41. 42. Das Ganze wird versinnlicht durch das Beyspiel, Exempel, welches für Grundsätze das specifische Versinnlichungsmittel ist, wie für Verstandesbegriffe das Schema, und für Ideen die Analogie. Im Beyspiel wird aber der Grundsatz als Maxime aufgestellt, wo derselbe also an Inhalt zu — an Umfang abnimmt. Vergl. §. 41.

Grundsätze, die versinnlicht werden sollen, müssen vor allen moralische Wahrheit und logische Klarheit haben. Jeder Grundsatz aber, z. B. liebet eure Feinde! enthält eine Verknüpfung von Begriffen, die klar und anschaulich gemacht werden müssen, ehe man an die Versinnlichung des Grundsatzes im Ganzen gehen kann. So müßten z. B. die Begriffe „Feind" und „Liebe" erst logisch klar und bestimmt dargestellt werden, ehe man den genannten Grundsatz durch das Beyspiel Gottes, Christi und anderer versinnlichen könnte. Im Beyspiel erscheint aber jeder moralische Grundsatz als eine Maxime, wornach exemplarische Personen wirklich handeln. Wir erblicken demnach im Beyspiele nicht blos die im Grundsatze bestimmte Handlungsweise, sondern auch die Thunlichkeit einer Pflicht, wodurch die Einwürfe

würfe der Trägheit widerlegt, die Gefühle der Ehrliebe und der Nacheiferung aufgeregt werden.

Der populäre Redner darf daher Grundsätze nie blos in trockener Allgemeinheit aussprechen, sondern er muß dieselben angewandt auf Situationen des Lebens, auf Denkweisen, Charaktere, Sinnesarten vorzeigen. Indem seine Belehrungen in die Erfahrung des Lebens eingetaucht, mit derselben getränkt sind, und aus dieser neuen Inhalt in sich aufnehmen, erhalten sie Klarheit und Anschaulichkeit, Kraft und Wärme.

Glücklich ist in diesem Falle vorzüglich der geistliche Redner, indem ihm die heilige Schrift einen solchen Bilderschatz, eine solche unendliche Menge von Beyspielen an die Hand giebt, daß kein anderer Redner eines solchen Vorzugs sich rühmen kann, zumal da der geistliche Redner immer die Bekanntschaft seiner Beyspiele, die Deutung seiner Anspielungen voraussetzen kann, welches auf dem Lande, wo die Bibel noch gelesen wird, vielleicht noch mehr der Fall ist, als in Städten.

Anm. Diese zeither im Grundriß verzeichnete Versinnlichungslehre ist blos logisch-popular. Zu der popularen Versinnlichung muß aber noch die ästhetische d. i. die geschmackvolle Darstellung der schönen Kunst hinzukommen. Obgleich beyde Versinnlichungsweisen nicht verwechselt werden dürfen, indem die populare sich auf den Inhalt, die ästhetische auf die schöne Form bezieht, so gehören doch beyde in

der

der Wirklichkeit zusammen. Was aber die Theorie zum Behuf deutlicher Begriffe trennen muß, das setzt die Kunst wieder zusammen, die Natur gleichsam von neuen bildend.

§. 44.

Arten der Versinnlichung.

Die Versinnlichung, als die Reduktion höherer Begriffe auf Anschauungen, und der Gegenstände des inneren Sinnes auf äußere Anschauungen, ist:

1. Entweder eine direkte oder indirekte. Die erstere für Verstandes- die andere für Vernunftbegriffe; Die erstere vermittelst der schematisirenden, die andere vermittelst der reflektirenden Urtheilskraft.

2. Entweder materiell, wenn Begriffe, oder formell, wenn Denkweisen dargestellt werden sollen.

3. In Ansehung des Verfahrers entweder schematisch, §. 41. oder analogisch, §. 42. oder beyspielsweise. §. 43.

4. In Ansehung der Methode entweder synthetisch oder progressiv, wenn von Begriffen zur Anschauung; oder analytisch, regressiv, wenn vom Bekannten und Interessanten zum Unbekannten fortgegangen wird.

5.

5. Entweder popular oder ästhetisch. §. 43. Anm.

§. 45.

Mittel der Versinnlichung.

Specifische Versinnlichungsmittel, deren sich die Urtheilskraft in Gemeinschaft mit dem Darstellungsvermögen (Einbildungskraft) bedient, sind:

1. Das Schema; §. 41.
2. Die Analogie, das Gleichniß, daß Symbol, §. 42.
3. Die Maxime, das Beyspiel, §. 43.

Diese richten sich nach den Gesetzen der Einbildungskraft als Darstellungsvermögen a) reine Begriffe durch Schemate; b) empirische Begriffe durch empirische Gemeinbilder; c) Vernunftbegriffe durch Symbole darzustellen. Hierzu kommen ferner:

4. Das Ideal, wo eine Vernunftidee in einer individuellen Anschauung, in einem Beyspiel ausgemalt wird z. B. die sittliche Vollkommenheit in Jesu, die schöne Weiblichkeit in der Maria, die Arglosigkeit im Nathanael u. s. w.
5. Der Kontrast. Dieser ist die Aufmerksamkeit spannende Nebeneinanderstellung einander dem Grade und der Art nach einander entgegengesetz-

gesetzter Vorstellungen. Dieser Kontrast hat die stärkste Wirkung z. B. in der Schilderung der Gewissensruhe mit der inneren Verachtung des Sünders. Z. B. Psalm. 32, 1 — 4

6. Die Steigerung, Gradation, wenn von schwächeren Vorstellungen zu immer stärkeren übergegangen wird.

7. Die Ironie und Satyre, besonders bey Darstellungen einer Handlungsweise. In Predigten ist diese aber nicht jedem anzurathen. Musterhaft ist die Anwendung, welche Reinhardt macht in der Predigt: daß man die Vernachläßigung wichtiger Pflichten so gern mit dem Mangel an Zeit entschuldige. S. dessen Predigten von 1798. 2r. B. wo er S. 79. die Hausfrau anredet: „du solltest als Vorsteherinn und Mutter deines Hauses die Angelegenheiten desselben selbst besorgen oder doch leiten; rc. aber du treibst dein Geschäft mit flüchtigem Leichtsinn. Denn, wie zahlreich sind die Besuche, die du zu machen, die Vergnügungen, die du mitzunehmen hast; wie unübersehlich groß ist die Menge der Neuigkeiten, die du doch gebührend einsammeln und weiter verbreiten mußt; wie mannichfaltig sind die Angelegenheiten fremder Familien, in die du dich ungebeten mischen, wo du das Deinige doch auch beytragen mußt, daß die Verwirrung größer werde u. s. w. Aber so darzustellen hat nicht jeder die Gabe, und so zu sprechen stehet nicht jedem an. —

Anm.

Anm. Ueber die sinnliche Darstellung durch rhetorische Figuren wird man mit Nutzen und Vergnügen nachlesen Aristotelis Artem rhetoricam. L. III. c. XI. Besonders hat für den geistlichen Redner die Ausgabe des Christophorus Schraderus Helmaestadi CIↃIↃCLXXII. großes Interesse, weil in dessen Commentar die Aristotelischen Regeln auf die geistliche Redekunst angewendet, und die Figuren mit Beyspielen der heiligen Schrift belegt werden. S. dessen Commentarium de Rhetoricorum Aristotelis sententia et usu p. 556. seq.

§. 46.

Hülfsmittel der Versinnlichung.

Die vorzüglichsten Hülfsmittel der Versinnlichung, die ohne Commentar nur genennet werden dürfen, sind außer den weiter unten zu beschreibenden Talenten zur Popularität etwa folgende:

1. Natürliche und künstliche Anschauung und Betrachtung der Natur; letztere in Beziehung auf Ideen der Wissenschaft, der Kunst und der Religion. Besonders aber Beobachtung der Natur in ihrem Kunst- und Zweckgebiete, technische und teleologische Ordnung.

2. Studium des menschlichen Lebens, Umgang mit Menschen aus allen Ständen, vorzüglich mit der feineren Welt und mit gebildeten Frauenzimmern, welche Geist mit Gefühl, Einbil-

dungskraft und Phantasie vereinigen. Bekanntschaft mit den Künsten, Gewerken ꝛc. der Menschen, welche Kenntniß Jesus in so hohem Grade besaß.

3. Psychologische Selbstbeobachtung; Studium psychologischer Schriften.

4. Studium der Geschichte, besonders solcher Historiker, die mit psychologischen Geiste erzählen z. B. Robertson, Gibbon, Schiller, Woltmann ꝛc. ꝛc. Studium guter Lehrdichter z. B. Tiedges Urania; — guter Redner z. B. Reinhardt, Ammon ꝛc.

5. Vor allen: Studium der heiligen Schrift, und ihrer Ansicht der Religionswahrheiten, ihrer Art zu schematisiren. Für ein solches Schema hält z. B. der Verfasser den Begriff der Vergebung der Sünden, des Gerichts des Menschensohnes, (S. Neue praktische Materialen 6. Band S. 111. ff.) worunter hohe Vernunftwahrheiten liegen. Insbesondere merke man auf die nationale, temporelle, klimatische, subjektive Darstellung, die mannichfaltigen Formen, den unerschöpflichen Bilderschatz derselben, auf die Data zur Menschenkenntniß, auf das brennende Feuer und die glühende Darstellung des morgenländischen Geistes z. B. im Jesaias, in der Apokalypse. — Mit Liebe verweile man bey den Gleichnissen Jesu, bey seinem Säemann, dem verlornen Sohne; — bey dem praktischen Gesichtspunkte aller

seiner

seiner Reden; bey den Gegenständen von welchen seine Gleichnisse entlehnt sind; bey der Zweckmäßigkeit jedes Wortes, bey der Veranlassung, der Anwendung, den Personen, für die gesprochen wird, um in Jesu das Ideal des popularen Lehrers zu finden, der gewaltig lehrte, und nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer. Man übersehe nicht, wie z. B. Jokobus viel populärer ist, als der gelehrte Paulus

6. Eben so sehr gehört hieher das Studium der Griechischen und Lateinischen Klassiker, die sich vor den Neueren durch die Vereinigung des wissenschaftlichen Geistes mit Geschmack auszeichnen. Die Lektüre des Platon, des Cicero, des Seneka, besonders aber des Xenophon, aus dem Gesichtspunkte der Popularität, würde von ausnehmenden Nutzen seyn.

§. 47.

Topik der Versinnlichung.

Topik bedeutet hier die Lehre von den Quellen, woraus die zum Behufe der Popularität erforderlichen Anschauungen und Versinnlichungsmittel §. 45. geschöpft werden. Die Quelle einer solchen Anschauung heißt der Ort derselben. Diese Oerter sind entweder ursprüngliche oder abgeleitete.

A. Ursprüngliche. Ursprüngliche Oerter sind der äussere und innere Sinn, nebst den Anschauungen, Beobachtungen, die einem jeden angehören. Die specifische topische Regel müßte daher lauten: Jeder Begriff wird veranschaulicht durch solche Anschauungen des äusseren oder inneren Sinnes, wohin grade ein Begriff gehört. Z. B. der Begriff eines Körpers, der Bewegung durch äussere — der Begriff Seele, Leidenschaft durch innere Anschauung.

Die allgemeine topische Regel müßte lauten: Alle Begriffe ohne Unterschied werden durch äussere Anschauungen versinnlicht. §. 37.

Die topische Regel des Kontrastes müßte lauten: Begriffe, die sich auf die äussere Natur beziehen, werden durch Anschauungen des inneren Sinnes und umgekehrt versinnlicht. z. B. Materie und Geist, Freyheit und Nothwendigkeit.

Insbesondere versinnlicht die ästhetische Darstellung, indem sie Gegenstände des äusseren Sinnes durch Anschauungen des inneren, sinnliche Begriffe durch intellektuelle Ideen veredelnd veranschaulicht. Z. B. die Sonne quoll hervor, wie Ruh' aus Tugend quillt. — Laß noch einmal den Tag vorüberziehen, der wie ein schöner Wandel untergieng. Oder: — als hinter uns der Mond, wie eine aufgeblühte Hoffnung stand. Tiedge. Diese Wechselbeziehung des äusseren und inneren Sinnes ist synthetisch vereiniget in der Regel:

Alle

Alle Begriffe werden wechselseitig durch Anschauungen des äusseren und inneren Sinnes versinnlicht.

B. Abgeleitete Quellen der Versinnlichung sind das ganze Gebiet der Wissenschaften, der Künste, Anschauungen, freye Bildungen der Phantasie aus dem Materiale der reproduktiven Einbildungskraft, woher aber nur Anschauungen für die höhere Popularität, §. 55. genommen werden können. Ferner: Beobachtung über Menschen und menschliches Leben, Geschichte, Bibel, Poesie und dergl.

Moralische Begriffe entlehnen ihre Versinnlichung aus der inneren Selbstanschauung und Beobachtung der moralischen Erscheinungen; aus dem menschlichen Leben, inwiefern dieses der äußere Abdruck des Inneren ist; aus der Technik der Natur, inwiefern ein bildender Geist sich darinn offenbaret.

Religiöse Begriffe werden versinnlicht durch Anschauungen des moralischen Gemüthes; durch Bilder aus der schönen, teleologisch-zweckmäßigen Natur, wo sich eine objektive Zweckmäßigkeit offenbart, die mit der politischen Bestimmung des Menschen als Bürger; mit seiner moralischen Kultur als Mensch; mit seiner kosmopolitischen Bestimmung als Weltbürger übereinstimmt. Man nennet diese Erscheinungen Spuren

gött-

göttlicher Weisheit und Güte, und des göttlichen Erziehungsplans der Menschheit.

§. 48.

Horizont der Versinnlichung.

Diejenigen Anschauungen, Gleichnisse, Symbole, deren man sich zu Versinnlichungen bedient, müssen immer innerhalb des Horizontes des Volkes liegen. Da aber dieser Horizont theils ein allgemeiner und formaler ist, wo er sich auf die Erkenntnißart bezieht, theils ein besonderer und Privat = Horizont, der sich nach Stand, Alter, Geschlecht rc. und nach den einem jeden eigenthümlichen Kenntnissen richtet: so muß die Popularität mit beyden übereinstimmen.

Horizont bedeutet eigentlich die Ebene und ihren Umkreis, welchen das Auge aus dem Mittelpunkte der Ebene überschauen kann. Dieser Begriff verstattet aber eine sehr fruchtbare Anwendung auf Erkenntnisse. So hat jeder Begriff seinen Horizont. Man kann nämlich jeden Begriff als einen Mittelpunkt eines Zuschauers ansehen, aus welchem eine Menge anderer Gegenstände überschauet werden können. Denn jeder Begriff enthält immer mehrere Vorstellungen theils in — theils unter sich, z. B. Thier, die also aus dem Mittelpunkte des Begriffes vorgestellt werden können. Eben so giebt es auch einen Horizont der Erkenntnisse überhaupt, und jeder, der sich einer Wissenschaft oder Kunst widmen, dabey methodisch

disch verfahren und nicht in wilder Regellosigkeit umherschwärmen will, wie z. B. diejenigen, die nur zum Zeitvertreib lesen: muß sich seinen Horizont machen. Dieser Horizont kann sich nun richten theils nach den Fähigkeiten eines Subjekts, theils nach seinen Zwecken, die z. B. zu einem Berufe erfordert werden, wo aber zur Bestimmung dieses Horizontes immer ein erfahrner und gelehrter Freund erfordert wird, wenn der Beruf mit den Fähigkeiten genau übereinstimmen soll. Wir können daher den Horizont der Erkenntnisse erklären als die Angemessenheit der gesammten Erkenntnisse zu den Fähigkeiten und Zwecken eines Subjekts.

So hat nun auch der gemeine Menschenverstand seinen Horizont. Denn gar vieles geht über seine Fähigkeiten, oder über seinen Horizont. §. 10. Da nun auch jede Berufsart ihre eigene Sphäre von Erkenntnissen hat, so liegen, im Verhältnisse zu den Berufszwecken eines Menschen, gar viele Erkenntnisse außer seinem Horizont. Wenn daher die Frage von der Grenze der Aufklärung einen Sinn haben soll, so kann diese Frage sich nur auf diejenigen Erkenntnisse beziehen, welche außerhalb dem Horizont eines Menschen liegen, die entweder über seinen Horizont gehen, und die er folglich nicht wissen kann; oder die außer seinem Horizont liegen, und die er nicht zu wissen braucht.

Der gemeine natürliche Verstand verfährt nun nach §. 10. realistisch, dogmatisch, ohne kritische Grübeleyen. Vorstellungen, Bilder, Gleichnisse aus

dem

dem idealistischen Standpunkte haben daher für ihn keinen Sinn. Ob nun gleich die Idealität der Kunst die schönsten und edelsten Anschauungen liefert, wie die Werke Schillers, Göthes rc. beweisen: so müssen doch solche Bilder im Volksunterricht ganz vermieden werden, weil sie dem Horizont der Fähigkeiten nicht angemessen sind.

Jedes Gewerbe, jede Kunst hat aber auch ihren eigenthümlichen Horizont von Erkenntnissen. Denn jeder Stand hat seine besonderen Natur- oder Kunst-Produkte zum Gegenstande seiner Beschäftigung; übt und bildet diese oder andere Seelenkräfte, fordert und giebt bald einen freyen, bald einen mechanischen Gang des Geistes, erweitert oder verengert den Blick, die Fähigkeiten, ihren Umfang und ihre innere Stärke befördert, ihre harmonische oder einseitige Bildung. So entstehet ein besonderer technischer Horizont der Fähigkeiten, und ein neuer Quell von Gegenständen und Anschauungen für den, der für bestimmte Menschenklassen schreibt oder spricht. Auch aus dieser Quelle schöpfte Jesus in seinem Säemann, in seinem Kaufmann, der eine köstliche Perle sucht, in seiner Vergleichung des Reiches Gottes mit einem Fischernetze und dergl. Eben so waren die Beyspiele des popularen Sokrates, der durch seine Popularität die Weisheit aus dem Olymp der Schule in das praktische Leben einführte, von Schustern, Lederhändlern, Architekten, Schmidten rc. entlehnt, wie das Kritias an Sokrates tadelte, sagend: αλλα τωνδε τοι σε απεχεσθαι δεησει, ω Σωκρατες, των σκυτεων και των τεκτονων και των χαλκεων. S. Xenoph: Memorab.

rab. L. I. c. II. 37. und Ruhnkens Anm. zu dieser Stelle in der Zeunischen Ausgabe.

Jedes Alter ferner, jedes Geschlecht hat seinen eigenen Privathorizont. Erbauungsschriften für die Jugend, für das weibliche Geschlecht werden daher einen anderen Umkreis von Anschauungen, und diese ein anderes Kolorit haben, als dergleichen Schriften für alte Personen und das männliche Geschlecht. Eine Gelegenheits- Erndte- Buß- Predigt wird ihre Zweckmäßigkeit bis auf die versinnlichenden Bilder ausdehnen. Eine Tauf- und Vermählungsrede im Kreise einer Familie gesprochen, wird sich Anspielungen erlauben können, die nur innerhalb des Privathorizontes der Familie verständlich sind, wenn nur sonst Diskretion und die Würde der religiösen Rede ihren Gebrauch nicht verbieten.

§. 49.

Umfang der Gegenstände der populären Behandlung.

Gegenstand der Popularität kann jede theoretische und praktische Erkenntniß seyn, die nicht spekulativ ist, d. h. die keinen abstrakten Gebrauch solcher Begriffe enthält, die über alle Erfahrung hinausgehen. Denn: theils reicht der natürliche Verstand zu solchen Erkenntnissen nicht hin; theils weiß er mit denselben praktisch nichts anzufangen. Der Horizont der für die populare Behandlung zweckmäßigen Gegenstände muß daher beurtheilt wer-

werden nach den beyden Fragen: was kann der natürliche Verstand wissen nach seinen Fähigkeiten? Was soll er wissen nach seinen Zwecken? Hieraus läßt sich nun mit Bestimmtheit entscheiden, theils was über, theils was außer dem Horizont des gemeinen Verstandes liegt.

Da die Erkenntnißweise der Popularität die des gesunden Verstandes ist, so folgt, daß alle Spekulationen aus der Popularität ausgeschlossen bleiben müssen, weil dazu durchaus ein gelehrter Verstand erfordert wird. Der gesunde Verstand ist zugleich aber ein praktischer. §. 12. Dessen Erkenntniß immer zum Handeln zureichen, und Bedingung des Handelns seyn soll. Aus spekulativen Sätzen können aber nie Regeln des Verhaltens abgeleitet werden.

Der Gehalt der popularen Erkenntniß richtet sich daher theils nach der Form der Erkenntnißart, theils nach den Zwecken des thätigen Menschen. Es ist aber eine merkwürdige Erscheinung, deren leicht zu erkennende Gründe wir hier nicht anführen wollen, daß alle ächt populare Erkenntniß immer praktisch, und jede ächt praktische Erkenntniß zugleich auch populär sey, welches Wechselverhältniß für unsere Theorie nicht unwichtig ist.

Gegenstand der Popularität kann daher seyn jede — nicht spekulative — Erkenntniß der äußeren und inneren Natur. Beyde sind nicht nur den Fähigkeiten des gemeinen Verstandes angemessen, sondern die Erkenntniß dieser doppelten Natur bedarf

jeder zum guten und klugen Handeln, so wie auch aller Naturaberglaube entweder ein physischer oder psychologischer ist. Auch Resultate der Wissenschaft über diese Gegenstände, wenn sie nur als erfahrungsmäßig dargestellt, und nicht in der gelehrten Methode vorgetragen werden, können Gegenstände der Popularität seyn.

In Ansehung der praktischen Erkenntnisse hat jeder Mensch einen doppelten Horizont, einen *allgemeinen absoluten*, unveränderlichen; und einen *besonderen*, *bedingten*, veränderlichen. Der erstere wird bestimmt durch den nothwendigen, über alle Willkühr erhabenen *Zweck der Menschheit*; der andere durch die zufälligen, willkührlichen, auf Neigungen beruhenden, *Zwecken der Menschen*. Die Rechts- Tugend- und Religionsverhältnisse sind daher Gegenstände des allgemeinen Volksunterricht, ohne Unterschied der Stände. Denn ohne diese Erkenntniß ist kein wahres Menschseyn möglich. Auch alle Gegenstände des reinen Vernunftglaubens (in der Bedeutung der kritischen Philosophie) sind Gegenstände des gesunden Verstandes. Denn eben der natürliche gesunde Verstand ist der gläubige, und die wissenschaftliche Vernunft ist unvermögend an die Stelle dieses Glaubens ein Wissen zu setzen. Die Philosophie zeigt nur, wie? warum? wozu? die natürliche Vernunft eine gläubige sey. So wie nun der gesunde Verstand Kraft seiner Natur Gegenstände im Raume annimmt, eben so nimmt die gesunde Vernunft Kraft ihrer praktischen Natur, (wie der Philosoph in der Theorie des Glaubens entwickelt,) Freyheit, Gott und Unsterblichkeit an.

an. Ueber diese Gegenstände kann und soll der populäre Redner sprechen, als über Gegenstände des Glaubens, als Voraussetzungen des moralischen Handelns, nur nicht in der Form des Wissens. Es kann daher dem populären Lehrer nie einfallen, diese Ideen zu beweisen. Denn sonst müßte er über sie hinausgehen, müßte sich etwa in irgend einen philosophischen Indifferenzpunkt, wie die Spinne in die Mitte ihres Gewebes, versetzen, und jene Gegenstände konstruiren oder deduciren. Aber das wäre eben Philosophie. Nein! der populäre Redner fängt mit jenen Gegenständen, als etwas unmittelbar Gewisses an, sie sind ihm Beweisgründe, nicht das eines Beweises Bedürftige. Ihm liegt nur ob, das Bewußtseyn jener drey Gegenstände klar und bestimmt hervorzuheben, und zu zeigen, daß ohne sie weder das, was der gute, noch der natürliche Mensch will, Tugend und Seligkeit, möglich ist. Grade so verfährt auch Reinhardt in der schon angeführten Predigt: wie viel darauf ankomme, daß wir das Bewußtseyn unseres freyen Willens stets lebhaft erhalten, welche Predigt mit dieser Theorie zu vergleichen niemanden gereuen wird, obgleich diese Theorie aus Principien, nicht empirisch verfährt.

Was aber den bedingten Horizont anlangt, der sich nach den Berufsarbeiten richtet, so beruhen die mechanischen Berufsarten auf Handgriffen, nicht auf theoretischen Regeln; die höheren Berufsarten hingegen, z. B. eines Künstlers, setzen Fähigkeiten zu einem wissenschaftlichen Unterricht voraus, und in keinem dieser Fälle folgen hieraus Regeln für die Popula-

pularität. Nur verdient hier bemerkt zu werden, daß es lächerlich sey, etwa vor Bauern solcher Bilder sich zu bedienen, die von Künsten entlehnt, und daher den Geistesarmen unbekannt sind. Wenn daher z. B. in manchen Predigten von dem Niederfallen des Vorhangs unseres Lebens die Rede ist, so hat diese Redensart für den, der noch kein Theater sah, keinen anschaulichen Sinn. Hat der Bauer etwa eine Puppenkomödie gesehen, so verbindet er mit jener Phrase einen sehr kleinlichen Sinn. Oder wenn er auch die Puppenkomödie nicht einmal gesehen hat, so bleibt ihm nichts übrig, als an das Niederfallen seines aufgeschlagenen — Bettvorhanges zu denken.

Was nun den gemeinen Verstand anlangt, dessen Inhaber der gemeine Mann heißt, (welche Gemeinheit aber ungemein weit sich erstreckt,) so ist in der Beurtheilung des religiösen Volkslehrers leicht zu entscheiden, was jener wissen könne, müsse, und zu wissen brauche, mithin auch, was über oder außer seinem Horizont sey. Kant in seiner Logik S. 61. macht über die Unwissenheit folgende nicht unfruchtbare Bemerkungen. Die Unwissenheit dessen, sagt er, was über unseren Horizont ist, ist untadelhaft; (man kann es z. B. dem gemeinen Zimmermann nicht verargen, daß er kein Geometer ist;) die Unwissenheit dessen, was außer dem Horizont liegt, ist erlaubt. (Es ist uns Geistlichen z. B. mit Erlaubniß mancher gewaltig gelehrten unverständigen Herren erlaubt, die Theorie und Kunst des Accouchements zu ignoriren.) Die Unwissenheit dessen aber, was zu wissen nöthig und leicht ist, z. B. bey Theologen (außer den historischen Erkenntnißen der positi-

ven

ven Religion) Religionsphilosophie, Seelenkunde ꝛc. ist schändlich. Man kann daher nach diesen Bemerkungen sagen: Zum popularen Umfang der Erkenntnisse einer Menschenklasse gehören alle diejenigen Gegenstände, deren Unwissenheit für dieselbe schändlich und schädlich wäre.

§. 50.

Verwandschaft des Popularen und des Schönen.

Da die Popularität auf der Anschaulichkeit beruhet, und bey derselben Verstand und Darstellungsvermögen, (reproduktive Einbildungskraft und produktive Phantasie) in Gemeinschaft wirken; so grenzt das Populare seiner Natur nach an das Schöne. Darum ist auch ein populärer Vortrag der Form des Schönen vorzüglich empfänglich, wiewohl die populare Schönheit einen sehr beschränkten Bezirk hat.

Die Popularität soll eine Erkenntniß verständlich, eben darum anschaulich, versinnlicht darstellen. Aber dadurch wird ein Vortrag zugleich lebhaft, erhält ästhetische Klarheit, wo man die Wahrheit in einer Menge einzelner Beyspiele erblickt. Je mehr über dieses die Versinnlichung nach Jdeen und Grundsätzen geschieht, desto mehr wird der versinnlichende Ausdruck für den Begriff prägnant, für das Gefühl emphatisch für den Willen interessant seyn. Bey der Anschaulichkeit des Popularen und des Schönen

Schönen ist nur der Unterschied, daß bey dem Popularen die Anschauung gebunden und objektiv zweckmäßig, bey dem Schönen hingegen frey, nicht durch Begriffe bestimmt, und subjektiv zweckmäßig ist, geschickt ein subjektives Wohlgefallen hervorzubringen. Aber da die Schönheit ihre Gesetze über jede Darstellung ausdehnt, so gebietet sie, daß die versinnlichende Anschauung nicht blos objektiv zweckmäßig sey, zur Darstellung eines Begriffes, sondern zugleich auch subjektiv zweckmäßig, übereinstimmend mit den Gesetzen des Gefühlvermögens, zur Belebung des Gemüthes. Darum werden diejenigen Redner so oft läppisch, die nur auf die objektive, nicht auf die subjektive Zweckmäßigkeit der Beyspiele sehen z. B. Abraham a Sancta Clara.

Zu der logischen Vollkommenheit eines Vortrags muß daher noch die ästhetische Vollkommenheit hinzukommen, mit der logischen Klarheit muß sich die asthetische verbinden, und der Wortausdruck muß sich durch Leichtigkeit, Rundung und Wohlklang auszeichnen.

So wie nun z. B. der trockene metaphysische Vortrag seiner Natur nach die Schönheit verschmähet, so hat die Popularität ihrer Natur nach für das Schöne eine anziehende Kraft, und es ist fast unmöglich, ächt popular zu seyn, ohne zugleich schön darzustellen, so wie es hingegen unmöglich ist, wahrhaft schön darzustellen, ohne zugleich popular zu seyn, weil zu beyden lebendige Anschaulichkeit erfordert wird. Jedes ächt populare Werk muß daher jederzeit auch schön, d. i. Werk der Kunst seyn, so

wie

wie denn die Popularität selbst, wie die zeitherige Erörterung lehrte, Werk der Kunst ist. Denn der unwissenschaftliche Denker und der unkünstlerische Redner, (der dabey sehr kunstlos sprechen kann,) ist nur Urheber gemeiner Plattheit und Plebeität. — Jede versinnlichende Anschauung muß daher neben ihrer objektiven Zweckmäßigkeit auch eine subjektive besitzen, und den Geschmack befriedigen, sonst bringt sich der Redner um Gunst und Liebe.

Ich füge hier eine noch nirgends gemachte Bemerkung über die populare Schönheit bey, ich meyne diejenige Schönheit, wie sie von jedem, weder durch Wissenschaft noch durch Kunst Gebildeten, gefühlt werden kann. Das Gebiet des Schönen ist zwar grenzenlos, aber der Geschmak, das Schöne zu beurtheilen, ist beschränkt. So wie es nämlich eine höhere und niedere Kultur der Vernunft giebt, eben so auch der Phantasie, und wie mancher manches nicht mit dem Verstande begreifen kann, eben so ist mancher auch unvermögend etwas mit seiner Phantasie aufzufassen oder nachzubilden. Wie viele wackere Männer können nicht begreifen, wie man sich an einem Gedicht ergötzen könne, so wie es Anderen am Sinne der Musik fehlt! Es giebt daher auch eine Sphäre, einen Horizont des popular = Schönen. Außer diesem Horizonte liegen alle Produkte einer genialischen Phantasie, alle Kunstanschauungen, denen eine idealistische Ansicht der Gegenstände zum Grunde liegt; ferner alle Bilder, Anspielungen, Gleichnisse, Symbole, die von Ideen der Wissenschaft, von Produkten höherer Künste, besonders des schönen Alterthums entlehnt sind, wozu durchaus gelehrte

lehrte Bildung und klassische Lektüre erfordert wird. — Innerhalb der Sphäre des popular-Schönen, z. B. für den geistlichen Redner, liegen alle Anschauungen der schönen Natur, der gemeinen Künste, der gemeinen Menschenbeobachtung; insbesondere der große Bilderschatz der heiligen Geschichte und der heiligen Poesie. Was dem Griechen in Ansehung seiner intellektuellen und ästhetischen Bildung sein Homer war, das ist für uns unsere Bibel. Und wenn unsere heilige Poesie z. B. eines David, Assaph, des königlichen Jesaias ꝛc. mehr, auch in den Schulen, mit Geschmack, als um eines dicti classici willen gelesen, wenn in besonderen Lesestunden mehr auf die Form, als auf den Inhalt geachtet würde, es müßte aus der Mischung des Morgenländischen Geistes mit dem Nördlichen ein ganz eigenthümlicher sich erzeugen, und Geschmack auch bey dem gemeinen Manne in größerem Maaße herrschen. Der Zweck dieser Anmerkung für unsere Theorie aber ist, darauf aufmerksam zu machen, daß es eben so Anschauungen gebe, die über die gemeine Phantasie, wie Begriffe über den gemeinen Verstand gehen.

§. 51.

Höhere, niedere Popularität.

Die Popularität läßt sich in eine höhere und niedere eintheilen. Die höhere hat zu ihrem Gegenstand Resultate der Wissenschaften, z. B. der Moral, Religionsphilosophie, mithin höhere Begriffe und Grundsätze, wodurch der gemeine Verstand weiter

G ge-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

gebracht wird, aber angesehen aus dem praktischen Gesichtspunkte und nach dem obigen Grundriß versinnlicht. Sie beziehet sich auf ein feiner gebildetes Publikum. — Die niedere Popularität hält sich entfernt von wissenschaftlichen Eingebungen, hält sich so viel als möglich blos an die Aussprüche des gesunden Verstandes. Nur die erstere ist die eigentliche condescendirende Popularität der Kunst; die andere ist kunstlos und gemein.

Es ist ein sehr unzeitiges Kompliment, das sich mancher über seine Popularität macht, da er doch weiter nichts thut, als daß er gemeine Gedanken des gemeinen Verstandes in eine logische Ordnung bringt und zusammenhängend sie vorträgt. Wenn nun aber die Gedanken sich nicht über das Gemeine erheben, so können Sprache und Bilder ebenfalls nur innerhalb der Grenze des Gemeinen verweilen. Wenn also weder die Gedanken von höherer Art, noch die Methode künstlich ist, wo soll denn da die Herablassung, die Vermeidung des Kunstausdruckes herkommen? Wie kann man sich diese Vermeidung wissenschaftlicher Ausdrücke als ein Verdienst anrechnen? Da ist ja niemand popularer, als der wissenschaft- und kunstlose Ignorant. —

Aber man kann praktische Resultate der Wissenschaft nicht nur in klaren Begriffen, sondern auch für das praktische Leben, in konkreto, angewandt auf Situationen, Bedürfnisse des Lebens, mithin mit ästhetischer Klarheit darstellen. Dieses thut z. B. ein

Bayerische Staatsbibliothek München

ein Universitätsprediger. Theoretisch, wissenschaftlich dürfen auch seine Vorträge nicht seyn. Denn niemand will von ihm Wissenschaft lernen, oder als Gelehrter weiter gebracht seyn: sondern jeder will irgend einen praktischen Satz mit anschaulicher Lebendigkeit, in schöner Form dargestellt hören, um als Mensch muthiger, fröhlicher zum Guten zu werden, so daß auch dem Gelehrten die moralisch-idealische Ansicht des Lebens im Handeln vor seinem Geiste schwebe, daß er die Wahrheit fühle, und vor Begierde brenne, in seinem Thun sie praktisch zu realisiren. Auch der Universitätsprediger wird demnach durchaus populär predigen; er wird in seinen Vorträgen nicht den Fakultisten, sondern den Menschen vor Augen haben. Aber er wird auch nicht vergessen, daß seine Menschen Gelehrte sind. Er wird daher nicht so ängstlich wie der Landprediger jede Abstraktion vermeiden, jeden Begriff versinnlichen. Sein Gang wird freyer, seine Ideenfülle größer, sein Inhalt gediegener, sein Ausdruck gewählter und höher, seine Bilder von höheren Gegenständen entlehnt; seine Predigt wird für den Bauer, der sich neugierig in die Kirche schlich, unverständlich und doch populär, aber von höherer Art, seyn. Solche Darstellungen höherer Ideen, aber mehr angesehen von ihren wohlthätigen praktischen Folgen, als von Seiten ihrer Principien, lebendig dargestellt in schöner Form durch die Kunst des Redners, mit größerer Rücksicht auf das Herz, als auf wissenschaftliche Erkenntniß, — nenne ich die höhere Popularität. Diese allein ist ein Verdienst, ist Gegenstand der Kunst. Denn, wenn man jemanden als einen popularen Prediger rühmt, so meynt man nie einen Mann, der so spricht, wie der erste

 beste

beste der Zuhörer auch schwatzen könnte: sondern einen Mann, der über seinen Gegenstand reiflicher nachgedacht hat, als jeder andere, der eine höhere, edlere Ansicht desselben hat, und doch seine ungemeinen Gedanken lichtvoll, leicht, anschaulich, praktisch darzustellen weiß.

Die Popularität hat daher mannichfaltige G r a d e, und diese richten sich nach den verschiedenen Bildungsstufen des Publikums. Und es erhellet hieraus, daß der populare Redner ein sehr besonnener, viel bewanderter Denker und Redekünstler seyn müsse. Diese Grade der Popularität werden aber gemessen nach der Art und dem Grade der Versinnlichung. A u f j e e i n e r n i e d r i g e r e n S t u f e d e r B i l d u n g e i n e M e n s c h e n k l a s s e i n f o r m e l l e r u n d m a t e r i e l l e r H i n s i c h t s t e h t, d e s t o g r ö ß e r i s t d a s B e d ü r f n i ß, d a ß d a s A l l g e m e i n e v e r i n d i v i d u a l i s i r t, d a s G e i s t i g e v e r k ö r p e r t, d a s V e r n ü n f t i g e v e r s i n n l i c h t w e r d e. Umgekehrt: j e m e h r e i n M e n s c h e s b e d a r f, d a ß s e i n e i n n e r e n Z u s t ä n d e i h m a l s e t w a s ä u ß e r e s v o r g e f ü h r t, I d e e n m a t e r i a l i s i r t w e r d e n m ü s s e n, d e s t o r o h e r i s t d e r s e l b e

Welcher Grad der Kultur irgendwo herrsche, kann aber nur durch beobachtende Erfahrung ausgemittelt werden. Indessen läßt sich aus dem Geschlecht, dem Stande in der bürgerlichen Gesellschaft, aus der üblichen Erziehung, dem öffentlichen Zustande der Schulen u. s. w. gar manches anticipiren. Einer Dame z. B. muthet man mit Recht historische, geo-

gra-

graphische, artistische rc. Kenntnisse zu. Mit dem Umfang der Erkenntnisse erweitert sich aber auch der Umfang der Anschauungen und der Versinnlichungsmittel. Je bornirter hingegen ein Mensch an Ideen ist, desto mehr zieht sich der Kreis seiner Anschauungen ins Engere zusammen. Je größer aber der Kreis der Anschauungen, je mannichfaltiger, feiner diese sind; desto reicher, williger, produktionsfähiger ist die Phantasie, desto mehr ist auch eine höhere edle Popularität möglich. Je beschränkter der Kreis der Anschauungen, je gemeiner die Ansicht der Natur, des Menschenlebens, und etwa blos auf handwerksmäßige Zwecke beschränkt ist, desto niedriger und unedler wird für solche Geister die Popularität seyn. — Der beliebteste Prediger einer Stadt ist daher für den Menschenbeobachter eine höchst interessante Person. In ihm stellt sich nämlich der Barometer der eben herrschenden, öffentlichen Kultur und ihrer Tendenz dar.

§. 52.

Ueber die im popularen Unterricht mögliche Gründlichkeit und Gewißheit.

Die Gewißheit im Fürwahrhalten bey allem popularen Unterricht kann nur entweder ein eigentliches Wissen, oder ein Glaube seyn; ersteres in der Moral, letzteres in der Religion.

Wenn wir uns etwas als wahr vorstellen, folglich die Wahrheit uns denken in Beziehung auf unser

unser Denken, so entstehet das Bewußtseyn des Fürwahrhaltens, welches, als etwas Subjektives, von der Wahrheit, als etwas Objektiven unterschieden, aber auf letzteres bezogen wird. Die Wahrheit wird daher als etwas ohne uns Vorhandenes angesehen, auf welches das Fürwahrhalten sich beziehet, wie die Anschauung auf angeschaute Gegenstände. *) Das Fürwahrhalten wird aber bestimmt durch Gründe. Das Fürwahrhalten unterscheidet sich daher von der Wahrheit wie mittelbares, abgeleitetes Erkennen vom unmittelbaren, ursprünglichen. Je nachdem die Gründe zureichend oder unzureichend sind, ist die Gewißheit im Fürwahrhalten größer oder kleiner. Der niedrigste Grad des Fürwahrhaltens ist das Meynen, wenn die Gründe weder subjektiv noch objektiv zureichend sind, d. h. weder durch die Natur des Erkenntnißvermögens, noch durch einen Gegenstand bewährt sind. Das Meynen hat daher seinen Grund in zufälligen, Beschaffenheiten des Subjekts. Was jemand über dieses und jenes meyne, hat daher gar kein Interesse, außer in dem einem Falle, wo das Meynen als ein vorläufiges Urtheil angesehen wird, das ad interim gilt, bis man in die Untersuchung der Sache tiefer eingedrungen ist, dieses Meynen kann nur bey Erfahrungsumständen Statt finden; denn Erkenntnisse a priori sind nothwendig und allgemein, und geben Ueberzeugung, ein mit Nothwendigkeit bestimmtes Fürwahrhalten, da hingegen das subjektive Meynen etwas Zufälliges ist. —

Eine

*) Daß diese Ansicht die gemeine, selbst populare sey, und daß aus ihr gefolgert werde, wird zugegeben. Eine höhere Ansicht dieses Gegenstandes wäre an diesem Orte unzweckmäßig.

Eine Erkenntniß kann aber objektiv unzureichend subjektiv hingegen zureichend seyn. Das ist der Vernunftglaube. Von Gegenständen nämlich, die außer aller Erfahrung liegen, können wir weder erfahrungsmäßig durch eine Anschauung, die bey uns immer sinnlich ist, das Daseyn, noch a priori die reale Möglichkeit derselben beweisen, und wir müssen uns in theoretischer Hinsicht mit der bloßen logischen Möglichkeit = dem Nichtwiderspruch begnügen. Aber es giebt drey Ideen übersinnlicher Gegenstände, deren Realität anzunehmen wir, zwar nicht durch theoretische, wohl aber durch moralisch-praktische Gründe gezwungen sind, und deren Fürwahrhalten zwar theoretisch, objektiv unzureichend, subjektiv aber zureichend ist, d. h. seinen Wahrheitsgrund in unserer moralischen Natur hat. Diese drey Ideen sind Gott, Freyheit und Unsterblichkeit. Es ist ganz falsch, wenn man gemeiniglich sagt, wir bedürften dieser Ideen zum moralischen Handeln. Dazu sind sie aber ganz entbehrlich. Denn die Moralität unserer Handlungen wird einzig nur bestimmt durch das moralische Gesetz, und durch Maximen, die die Form einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit haben. Von diesem Gesetze aber findet ein strenges Wissen Statt. Aber in und durch das moralische Handeln setzen wir uns einen Zweck, ein durch unser Handeln mögliches Objekt, das aus jenem hervorgehen werde. Dieses Objekt des moralischen Willens, dieser Zweck ist der Gesammtzweck der menschlichen Vernunft überhaupt, und heißt in den Schulen das höchste Gut. Dieser ist aber etwas vom moralischen Handeln Verschiedenes und — in der Reflexion darüber — etwas außer demselben Liegendes. Indem sich nun der Wille a priori zu

einem

einem Zwecke erweitert, so nehmen wir die Möglichkeit desselben an, und dazu bedürfen wir die Annahme einer moralischen, alles vermögenden Weisheit und Güte. Dieses Fürwahrhalten ist weder aus Erfahrung und Anschauung, noch a priori daraus geschöpft, daß wir der Idee vom Daseyn Gottes etwa wie des Gesetzes der Kaussalität zur Möglichkeit der Erfahrung bedürfen, sondern lediglich aus unserer moralischen Natur. Diese Annahme eines Gottes zu Folge einer allgemeingültigen Subjektivität der Vernunft ist daher für uns, als moralisch handelnde Wesen zureichend, für unser theoretisches Erkennen aber unzureichend. Dieses Fürwahrhalten heißt nun Glaube. Weil dieser Glaube nur aus moralischen Gründen hervorgehet, und sein Daseyn durch moralische Gesinnungen bedingt ist, heißt er ein moralischer, eben darum auch, weil man niemanden durch theoretische Gründe dazu nöthigen, davon überzeugen kann, ein freyer Glaube, dessen Wirksamkeit im moralischen Gemüthe aber um nichts schwächer ist, als das strengste Wissen. Denn es ist die Gewißheit der Pflicht, welche die Vernünftigkeit des mit der Pflicht verbundenen Glaubens verbürgt. Eben darum aber, weil dieser Glaube frey ist, kann er nicht durch objektive Gründe einem Anderen beygebracht, gelehrt, andemonstrirt werden. Jeder kann denselben nur in sich hervorbringen, indem er sich zu moralischen Gesinnungen und Handlungen erhebt, und über sein ganzes moralisches Handeln reflektirt; was daraus herauskommen werde und müsse? Weder der scientifische, noch der populare Lehrer kann etwas anderes thun, als die moralischen Gefühle wecken, und die moralische Reflexion einleiten, wo dann das

Be-

Bedürfniß, einen Gott zu glauben, von selbst sich regt. Wollte der moralische Lehrling das, was in seinem Inneren vorgeht, in Worten ausdrücken, so müßte er sagen: Zur Möglichkeit eines höchsten Gutes = Heiligkeit und Seligkeit in harmonischer Vereinigung, als meinen nach Gesetzen der Freyheit nothwendigen Zweck, sehe ich mich genöthiget, einen Gott und Unsterblichkeit anzunehmen.

Dieses schon zu tausendmalen vorgesungene Lied konnte doch hier ohne ein da capo nicht übergangen werden, um den praktischen Weg und die praktische Beweisart in dem Unterrichte über Religion anzudeuten. Da Theorie und Spekulation nie zu einer Religion des Rechtthuns führen, und wir aus sinnlichen Datis nimmermehr die Realität eines Uebersinnlichen beweisen können, ohne zu täuschen, indem wir immer nur statt der Objektivität des Uebersinnlichen die Subjektivität unserer Verstandes- und Vernunftbegriffe geben, deren übersinnliche Realität durch ihre sinnliche Anwendung eben nicht bewiesen werden kann; da auf diesem Wege, wäre er möglich, doch nie etwas anderes als ein seelenloser Deismus, oder abergläubischer Naturalismus, gewonnen werden kann: so bleibt für die moralische Religion des reinen und guten Herzens keine andere Begründung und Beweisart übrig, als der praktische Weg des moralischen Glaubens. So wäre es z. B. unmöglich, jemanden von der Realität des Glaubens an eine Fürsehung zu überzeugen, wenn er nicht, als moralisches Wesen, diesen Glauben zum Streben nach Heiligkeit und Seligkeit, zu seiner Besserung und Beruhigung bedürfte.

Man spricht auch noch von einem empirischen, historischen Glauben. Allein dieser ist ein Unding. Was man durch eigene oder fremde Sinne erkennet, kann dem Wissen nicht entgegengesetzt werden, sondern ist selbst ein Wissen. Denn wenn wir uns nur der Glaubwürdigkeit eines Zeugnisses versichert haben, so ist das auf Zeugnisse gegründete Fürwahrhalten gleich der eigenen Erfahrung, und vom empirischen Wissen nicht unterscheiden.

Die dritte Art des Fürwahrhaltens ist die theoretisch vollkommenste, nämlich das objektiv und subjektiv zureichende, eben darum nothwendige Fürwahrhalten, welches Wissen genannt wird. Alles Wissen ist aber entweder empirisch, oder rational. Das empirische Wissen ist theils ein ursprüngliches, wenn es auf eigene — theils ein abgeleitetes, wenn es auf fremde Erfahrung gegründet ist. Eben so ist die empirische Gewißheit theils eine ursprüngliche, (Autopsie) theils eine abgeleitete. (Historisches Wissen.) Für uns, die wir Neuholland nicht mit Augen gesehen haben, hat die Existenz desselben eine empirische, aber historische Gewißheit, welches historische Wissen nicht mit dem Glauben verwechselt werden darf. Der Glaube in Ansehung der Erfahrungsstände bedeutet bald das Wahrscheinliche, bald das bloße Meynen. Unter der Wahrscheinlichkeit verstehet man ein unvollständiges Wissen, ein Fürwahrhalten aus unzureichenden Gründen, die sich den zureichenden aber mehr nähern, als deren Gegentheil. Die Wahrscheinlichkeit ist daher auch die einzige Erkenntniß, welche Grade zuläßt, welches weder beym Glauben, noch beym Wissen der Fall seyn kann.

kann. — Das Wahrscheinliche wird ferner immer durch Vernunft erkannt. Denn es betrifft nie das Daseyn eines Dinges, sondern dessen versuchte Erklärung. Das Wahrscheinliche ist daher immer eine versuchte rationale Erkenntniß über etwas empirisch Gewisses, ein Versuch aus der assertorischen Erkenntniß des Einzelnen das Allgemeine, die Bedingung abzuleiten, um eine empirische Erkenntniß in eine rationale zu verwandeln. Daher ist die Gewißheit durch Wahrscheinlichkeit in der Geschichte und in der Psysik zu Hause. Aus der Moral und Religion hingegen muß alles Wahrscheinliche verwiesen werden, weil dahin keine theoretischen Erklärungsgründe gehören. Welcher z. B. der wahrscheinliche Grund der Wunderthaten Jesu sey, ist ein theoretisches, spekulatives Erkennen, und gehört theils in die Physik, theils in die Anthropologie, folglich weder zur Moral, noch zur Religion. Diese Wahrscheinlichkeit nun ist vom oben erklärten Glauben verschieden, und nach jener Erklärung kann es keinen empirischen Glauben geben, indem der Gegenstand des Glaubens immer etwas Übersinnliches ist, folglich ein Nichtempirisches.

Die in der heiligen Schrift enthaltenen historischen Nachrichten bringen nun ein eigentliches Wissen, nämlich ein historisches hervor. Hieraus folgt aber, daß die Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift auch im popularen Unterrichte nicht übergangen werden dürfe, wenn man nicht einen blinden Autoritätsglauben hervorbringen will. Die in derselben enthaltenen rationalen und moralischen Lehren hingegen sind kein Gegenstand des empirischen Wissens, Zeugnisse für diese anzuführen ist nichts als Ungereimtheit. Alle rationalen

nalen Lehren gehören für das Forum der Vernunft, und bedürfen außer der historischen Nachweisung in der heiligen Schrift noch einer höheren Vernunftbegründung.

Diese trockene theoretische Entwickelung der Gewißheit des Erkennens, und ihrer Arten ist gleichwohl für Religionslehrer besonders äußerst wichtig. Nirgends herrscht eine größere Verwirrung und Vermischung des Historischen und Empirischen mit dem Rationalen der Erkenntniß als in der Dogmatik der positiven Religion. Die wichtigsten Dogmen des Christenthums z. B. über Jesu Person, Erlösung rc. enthalten theils etwas Historisches, theils etwas Rationales, Klarheit und Licht kann aber in diese Dogmen nur kommen, wenn beydes von einander geschieden, und der rationale Theil, der Vernunftinhalt für die Religion, der historische Theil für die Geschichte zurückgelegt wird. Die ganze Dogmatik würde durch diese Scheidung eine andere Gestalt gewinnen, und für den praktischen Religionslehrer, der Religion, nicht Historie lehren, diese nur als Versinnlichungsmittel der ersteren behandeln will, ist die Frage von der größten Wichtigkeit, was in einem Dogma für das historische, und was für das rationale Erkennen gehöre, inwiefern man sich bey einem und demselben Dogma auf die Zeugnisse der Schrift berufen könne, und inwiefern nicht, die Gültigkeit der Zeugnisse hört aber eben da auf, wo die rationale Erkenntniß, und mit dieser eigentliche Religion anfängt.

Das

Das rationale Wissen ist aber wieder entweder mathematisch, wenn es a priori intuitiv ist, und auf Construktion der Begriffe sich gründet; oder philosophisch, wenn die Beweise aus Begriffen geführt werden. Beyde Arten des Wissens geben eine apodiktische Gewißheit, wovon die mathematische allein Evidenz heißt. Diese apodiktische Gewißheit muß nun in der Moral herrschen. Was recht oder unrecht, Pflicht oder erlaubt sey, darüber darf kein Zweifel herrschen, wenn die Gewissen nicht verwirrt, und die Thaten nicht einem zufälligen Gerathewohl überlassen, wenn nicht mit dem Begriffe einer Tugend zugleich die Möglichkeit und die Gefahr zu sündigen gesetzt werden soll. Allein hier ist dieser apodiktische Beweis leicht und verständlich zu führen, indem jeder das Criterium der Moralität (= Tauglichkeit einer Maxime zur allgemeinen Gesetzgebung, Identität der Maxime mit dem moralischen Gesetz) eben so gut in seiner Vernunft hat, als das logische Gesetz des Widerspruches. Der eigentliche Beweisführer ist in diesem Falle das Gewissen eines jeden. Man darf nur das, was jeder dunkel fühlt, in Begriffe auflösen, diese auf einzelne Handlungen des Lebens anwenden, die Form des sittlich Guten immer nur an einem Realen in konkreto nachweisen, um eine unfehlbare Gewißheit durch den popularen Unterricht hervorzubringen. Wenn z. B. Reinhardt beweisen will: der Mensch müsse mit sich selbst Geduld haben, (Pr. von 1800 Th. 1. S. 150.) so wird diese schöne Lebensregel im ersten Theile der Abhandlung, wo sie nur erklärt werden soll, dennoch auf eine populare Weise besser bewiesen, als im zweyten Theile, der den eigentlichen

Beweisführen soll, es aber mehr auf eine scientifische als populare Weise thut. Denn indem im ersten Theile gezeigt wird, wie man beym Streben nach Wahrheit, bey der Besserung des Herzens, und bey der Ausübung des Guten nichts übereilen dürfe, indem er dieses an einer Menge schöner, aus dem Leben hergenommener, Beyspiele zeigt, so ist der populäre Beweis eigentlich schon vollendet, so wie denn der zweyte Theil in dieser Abhandlung auch nur den ersten unter anderen Gesichtspunkten widerhohlt.

Aus dem allem aber erhellet, daß man im popularen Unterrichte über Religion keine andere Gewißheit als die des Glaubens, und in der Moral keine geringere, als die des rationalen Wissens, aber veranschaulicht in konkreto, suchen dürfe. Die Subjektivität des Glaubens wird aber durch rhetorische Darstellung am besten befördert durch die Anrede. Um z. B. die Hoffnung der Unsterblichkeit lebendig zu machen, wird der Redner seinen Zuhörer anreden: deine Vernunft macht dir sittliche Vollkommenheit zur Pflicht, du fühlest, wenn du gut bist, daß du es werth seyest, daß dirs wohl gehe; du strebst nach einer vollkommenen Tugend, und unter dieser Bedingung hoffest du Seligkeit. Beydes weist dich auf ein künftiges Leben hinaus ꝛc. *) Uebrigens wolle man diese Worte nicht etwa als rhetorisches populares Muster ansehen, sondern als anschauliche Darstellung, daß die Subjektivität des Glaubens geweckt werde durch die Anrede, die den Menschen zur Einkehr in sein Inneres auffordert.

§. 53.

*) Als religiöses Selbstgespräch ist der Glaube an Unsterblichkeit entwickelt in den Neuen praktischen Materialien zu Kanzelvorträgen B. 3. Heft 2. S. 59. f.

§. 53.

Quellen der Beweise.

Beweisquellen giebt es zu Folge der dreyen Arten der Gewißheit (§. 52.) ebenfalls nur drey: 1. praktische Vernunft und Gewissen; 2. eigene Erfahrung und Beobachtung, und Anknüpfung einer Wahrheit an dieselbe; 3. fremde Erfahrung, Geschichte, besonders unter dem moralischen Gesichtspunkte, wo das äußere Menschenleben angeschauet wird als der sinnliche Abdruck ihres Inneren, ihrer Kultur und ihrer sittlichen Maximen. Da dieser Gesichtspunkt durchaus herrscht in der heiligen Schrift, so wird der religiöse Redner bey keiner popularen Darstellung sie übergehen können.

§. 54.

Arten der zur Popularität dienlichen Beweise.

Obgleich der populare Unterricht keine apodiktische Gewißheit beabsichtigen kann, indem er sonst philosophisch verfahren, durch Begriffe beweisen, und bis zu einem Unbedingten hinauf steigen müßte, worinn aber eben die Unpopularität bestehet: so darf doch derselbe nicht grundlos und ungründlich seyn. Die populären Beweisarten werden daher gemäß der Natur der Popularität in einem konkreten

kreten Verfahren bestehen, indem man z. B. einen Grundsatz nicht blos durch Beyspiel erläutert, sondern dessen Thunlichkeit, Wohlthätigkeit ꝛc. durch Beyspiele auch nachweist, indem man sich besonders der apagogischen Beweise, der Analogie, und der Induktion bedient. Ausgeschlossen werden durchaus alle philosophischen Beweise z. B. transcendentale Deduktionen, alle Zurückführung auf erste Grundsätze, indem diese vielmehr empirisch als nützlich, als unentbehrlich dazu und dortzu dargestellt werden müssen. — Der populare Vortrag unterscheidet sich vom wissenschaftlichen in Ansehung der Beweise auch dadurch, daß die Popularität sich mehrerer, verschiedenartiger Beweise bedienen kann, welches dem Philosophen nicht erlaubt ist, indem mehrere Beweise es verrathen würden, daß er den rechten, einzigen Beweis noch nicht gefunden habe.

Ein populärer Vortrag ist nichts weniger als seichtes, grundloses Geschwätz. Denn in der Popularität durchdringen sich wissenschaftlicher Geist und Volkssinn wechselseitig. Nur soll die Gründlichkeit keine trockene, steife, philosophische seyn, weil diese nur durch allgemeine Begriffe und Principien erreicht werden kann, die der Tod aller Popularität sind. Der populare Redner kann es daher nie auf eine absolute Gewißheit anlegen, vielmehr wird er an subjektiver Zulänglichkeit seiner Beweise zu ersetzen suchen, was ihnen am objektiven Gehalt abgeht, wird öfters

auf vollendete Einsicht Verzicht thun, und sich mit einem lebhaften Wahrheitsgefühl begnügen. Unpopular wird nämlich die Rede durch Nachahmung der philosophischen Methode, nicht nur, wenn man nach deutlichen, durchaus entwickelten Begriffen strebt, wo klare und anschauliche hinreichen; wenn man abstrakte Wörter statt anschaulicher Bilder, Substantiven anstatt der eine Handlung bezeichnenden, folglich versinnlichenden Zeitwörter gebraucht; wenn man statt eines leichten und gefälligen Zusammenhangs alles in die strengste, regelrechte Ordnung zu bringen sucht, in welcher Rücksicht der Landprediger, der sich der niederen Popularität §. 51. zu befleißigen hat, vor der unvorsichtigen Nachahmung der Reinhardschen Vorträge sich zu hüten hat: sondern auch, wenn man dem Philosophen in der Art Beweise zu führen folgt, wodurch ein Vortrag nothwendig scholastisch wird, und den Charakter eines Kunstwerks gänzlich verliert.

Alle Beweisarten sind aber nach ihrer logischen Form entweder direkte, oder indirekte. Wird eine Wahrheit aus ihren Gründen abgeleitet, wodurch nicht blos Ueberzeugung, sondern auch Einsicht in die Quellen einer Erkenntniß befördert wird, z. B. der Allmacht Gottes, als der Zulänglichkeit desselben zur Realisirung des höchsten Gutes, so heißt diese Beweisart die direkte, auch die ostensive. Dieser stehet entgegen die indirekte oder apagogische, wo man die Wahrheit eines Satzes dadurch beweist, daß man die Falschheit seines kontradiktorischen Gegentheils darthut, oder den Gegner, das Gegentheil ad absurdum führt. Man schließt hier

aus der Falschheit der Folge auf die Falschheit der Erkenntniß als des Grundes, nach dem Princip: wenn Eine falsche Folge aus einer Erkenntniß fließt, so ist die Erkenntniß selbst falsch. Diese letztere Beweisart eröffnet zwar keine Einsicht in die Quellen einer Erkenntniß, zeigt nicht, warum etwas wahr sey, sondern bewirkt nur ein Fürwahrhalten, daß es wahr sey; aber sie ersetzt an subjektiver Wirkung und innerer Zuverläßigkeit, was ihr an objektiven Gehalt abgeht, und nähert sich einer intuitiven Darstellung vermittelst des Kontrastes. In popularer Hinsicht ist daher letztere Beweisart von vorzüglicher Wirkung, wie besonders die Beyspiele der Dichter beweisen. Die Urania würde daher in sehr vielen Stücken gewonnen haben, wenn ihr Verfasser statt vieler ostensiven Beweise der apagogischen sich bedient, wenn er mehr durch Charaktere, Situationen und Anschauung der lebendigen Wahrheit, als durch Begriffe bewiesen hätte. Das herrliche Gedicht würde dann mehr philosophische Poesie, als poetische Philosophie seyn, oder eine Philosophie in Versen. Längst schon haben auch populäre Künstler den apagogischen Beweisen den Vorzug vor den direkten gegeben, und es bleibt auch hier der Theorie nichts übrig, als das Verfahren der Künstler in Regeln auszudrücken, und den Grund ihres Verfahrens und dessen Nothwendigkeit im menschlichen Erkenntnißvermögen nachzuweisen.

In Ansehung der metaphysischen Beschaffenheit oder des Gehalts sind alle Beweise entweder intuitive, und zwar theils empirische — wenn sie aus Anschauungen und Beobachtungen der

Er-

Erfahrung hergenommen sind; theils intuitive a priori, die aber nur in der Mathematik vorkommen; oder die Beweise sind diskursive, dogmatische, wenn sie aus Begriffen geführt werden, wenn der Wahrheitsgrund einer Sache ein sonst schon bekannter und wohlbewährter Begriff ist. Auch diese Begriffe sind wiederum entweder empirische, z. B. in der christlichen Moral das Beyspiel Jesu; oder es sind reine Begriffe, wie die Begriffe Gewissen, Pflicht, Gerechtigkeit, Güte, deren ethischer Gehalt a priori bestimmt ist. Aller dieser Beweisarten kann der populäre Redner sich bedienen, und um so mehr, je gewandter er den schwerfälligen Gang der Wissenschaft durch darstellende Kunst zu vermeiden, und die scholastische Grundlage zu verstecken weiß. Daß jedoch da, wo die Wahl frey stehet, die intuitiven Beweise und die Zurückführung einer Wahrheit auf wohlbekannte Erfahrungen vor allen übrigen den Vorzug verdienen, weil sie grade das enthalten, was der Begriff der Popularität fordert; daß das Ansehen der heiligen Schrift und die in derselben vorkommenden Beyspiele, die daselbst niedergelegten Erfahrungen, die ein wahres Magazin anthropologischer Beobachtungen sind, dem geistlichen Redner hülfreich entgegenkommen, daß sie vor allen als Spiegel menschlicher Charaktere, Verirrungen und Tugenden gebraucht werden können; daß folglich der Nichtgebrauch dieses Hülfsmittels, und statt desselben der häufigere Gebrauch des Raisonnements, welches nur durch Begriffe möglich ist, unverantwortlich sey, leuchtet von selbst ein. Im Ganzen scheinen Beyspiele aus dem A. T. für den Landmann noch zweckmäßiger zu seyn, als die ohnehin wenigeren des N. T. weil

er bey den Beyspielen der ersten Art seine rohere Denkart verbunden mit moralischer Einfalt leichter wieder erkennt, so wie das A. T. uns auch mehr Laster der Roheit als der civilisirten Kultur aufstellt. Ueber dieses hat man bey der Wahl der Beyspiele auf Stand, bürgerliche Sphäre und Kultur zu sehen; sonst wird der Bauer allerley Ausflüchte haben, wenn man unter den Beyspielen der Könige oder Heerführer seine Laster tadelt, oder Tugenden ihm empfiehlt.

Bey dogmatischen Beweisen d. i. solchen, die vermittelst der Begriffe geführt werden, ist aber durchaus nothwendig, daß diejenigen Begriffe, auf die eine Wahrheit, als auf ihren Grund gestützt wird, bekannte und fruchtbare Begriffe seyen. So lassen sich bey moralischen Vorträgen ganz specielle Pflichten, z. B. die oben angeführte von Reinhard: daß man mit sich selbst Geduld haben müsse, zurückführen auf allbekannte Cardinaltugenden, und wenn der nothwendige Zusammenhang mit letzteren nachgewiesen ist, so ist die unbekannte Pflicht erwiesen, und der Hörer fühlt sich überzeugt. Vorzüglich giebt es einen dreyfachen Gesichtspunkt, aus welchem eine Pflicht angesehen werden kann, nämlich die innere Moralität im Verhältniß zum Gesetze; die Beziehung derselben auf andere Menschen, oder das Verhältniß zur Liebespflicht; endlich ihr Verhältniß zur eigenen inneren oder äußeren Vollkommenheit der Person, wobey aber die moralische Vollkommenheit in der Moral von größerem Belang ist, als die Vollkommenheit des äusseren Zustandes. Diese drey Gesichtspunkte kann man mit den Namen der sittlichen Rechtschaffenheit, der Liebe, und der Beziehung auf den Charakter eines

In-

Individuums bezeichnen. Sonach kann eine Pflicht meistentheils auf dreyfache Weise dargestellt und bewiesen werden 1. als Pflicht überhaupt; 2. insbesondere als Menschenpflicht; 3. als Selbstpflicht, unsere moralische Vollkommenheit unmittelbar erhöhend, oder mittelbar, indem Hindernisse der Tugend dadurch hinweggeräumt werden, oder indem eine Pflicht als Bedingung dieser und jener Tugend aufgezeigt wird. Um diese wichtige Lehre von der Beweisführung, die hier aber nur in Beziehung auf Popularität abgehandelt wird, aufs klärste darzustellen, sey es mir erlaubt, ein Beyspiel von Reinhard anzuführen, den der Verfasser zu ehren aus innerer Hochachtung sich gedrungen fühlt. Im zweyten Bande der im Jahre 1798. gehaltenen Predigten stehet S. 193. die musterhafte Abhandlung: Daß wir bey unserem Verhalten auch auf die Gedanken Anderer Rücksicht nehmen müssen, (sollen.) Es wird die Möglichkeit, die Beschaffenheit, und die Nothwendigkeit dieser Pflicht dargethan. Wir übergehen es, daß die Beschaffenheit der Pflicht wohl vor ihrer Möglichkeit hätte erörtert werden müssen, und daß die Möglichkeit schon in der Nothwendigkeit enthalten sey. Doch diesesmal kam es auf den Beweis der Möglichkeit vorzüglich an, so wie dieser Theil der reichhaltigste an anthropologischen und moralischen Erfahrungen ist. Bey dem Beweise der Möglichkeit führt nun Reinhard wie zu erwarten ist, Erfahrungsbeweise, immer nach dem Leitfaden des Evangelii. Intuitive Beweise wechseln mit empirisch-dogmatischen. (S. oben.) Aber im dritten Theile, wo er die genannte Pflicht als solche darstellt, bedient er sich der diskursiven, dogmatischen

Beweise, indem er zeigt, daß ohne die im Hauptsatze bestimmte Pflicht weder Klugheit, noch Rechtschaffenheit, noch wahre Liebe möglich sey. Man wird hier die vorhin genannten drey Gesichtspunkte wieder erkennen, wiewohl nach des Verfassers Ueberzeugung die Klugheit den ersten Platz nicht verdient, sondern nur beyläufig, als argumentum comitans hätte aufgeführt werden sollen. Diese Argumentation ist ferner direkt, die Argumente selbst sind dogmatisch. Ueberhaupt findet man die direkte Beweisart bey Reinhard häufiger, als die apagogische, weshalb auch seine Vorträge mehr gründlich als populär sind. Nachahmer Reinhards müssen daher das granum salis immer bey sich führen, und den Unterschied seines und ihres Auditorii nie aus der Acht lassen.

In der Philosophie kann ein Satz nur durch Einen Beweis a priori, nur durch Eine Deduktion dargethan werden. S. Cr. der r. V. S. 815. Im popularen Unterrichte hingegen, wo die Erfahrungsbeweise einheimisch sind, sind eben darum nicht nur mehrere möglich, sondern, um eine Wahrheit von allen Seiten, um sie lebhaft, interessant, praktisch darzustellen, sogar nothwendig. Es können daher alle oben genannten Beweisarten z. B. in Einer Predigt vorkommen, ohne daß der Philosoph Ursache hat die Nase zu rümpfen, daß man auf dem popularen Gebiete nicht beweise, wie er auf dem wissenschaftlichen Felde. Ein solches Beyspiel finden wir bey Löffler, im ersten Bande seiner Predigten, Züllichau und Freystadt 1794. S. 57. Es soll der fruchtbare Satz bewiesen werden: daß es nicht darauf ankomme, wie lange, sondern wie gut

man gelebt habe. Diesen Satz beweist Löffler 1. direkt und zwar dogmatisch, theils aus dem reinen Begriffe Gottes, als des gerechtesten und billigsten (?) Wesens; theils aus dem Erfahrungsbegriffe, daß die Lebensdauer nicht von uns abhänge. Ferner 2. indirekt oder apagogisch, indem beym Gegentheil die Ungereimtheit sich hervorthun würde, daß Gott sonst ungerechter verfahren würde, als selbst die Menschen, und daß das Gegentheil alles Streben nach Tugend niederschlage. Ueberhaupt aber hat diese apagogische Beweisart für den popularen Gebrauch das Vortrefliche, daß, wenn auch nur eine einzige falsche Folgerung aus einem Satze logisch richtig gezogen werden kann, die Falschheit des Satzes evident erwiesen ist. 3. Historisch, aus Aussprüchen der heiligen Schrift 4. empirisch intuitiv, aus den Beyspielen Jesu, Paulus, und des Herzogs Leopold von Braunschweig, welches letztere Beyspiel um so mehr an seiner Stelle ist, da die Predigt vor den Ohren derer gehalten ward, unter deren Augen der Edle mit den Fluthen kämpfte und untersank.

Unter den empirischen Beweisen verdienen ferner eine besondere Rücksicht diejenigen, welche eigentlich der reflektirenden Urtheilskraft zugehören, welche vom Besonderen zum Allgemeinen fortschreitet, und durch die Handlung der Reflexion zu dem Besonderen das Allgemeine aufsucht. In diesem Falle schließt nun die Urtheilskraft entweder von vielen Dingen einer Art auf alle Dinge derselben Art, z. B. der Mensch Cajus lügt, Sempronius lügt ꝛc. also sind alle Menschen Lügner: oder man schließt von vielen

Be-

Bestimmungen und Eigenschaften, worinn verschie- dene Dinge übereinstimmen, auf ihre Uebereinstimmung in den übrigen Eigenschaften. Z. B. In der Natur finden sich so viele Spuren von Weisheit und Güte, welche Eigenschaften bey uns Menschen nur durch Vernunft und Wille möglich sind. Also hat der Urheber der Natur Vernunft und Wille. Die erstere Schlußart heißt die Induktion; die letztere die Analogie. Das Princip der Induktion ist: was vielen Dingen derselben Gattung zukömmt, das kömmt auch den übrigen zu. Es wird hier demnach vom Besonderen auf das Allgemeine, a particulari ad universale geschlossen. Indem Kant in dem popularen Beweis von der Allgemeinheit des radikalen Bösen zeigt, daß eine empirisch unerklärbare Bösartigkeit bey den Menschen auf allen Stufen der Kultur, unter allen Himmelsstrichen, zu allen Zeiten, bey allen Altern und Geschlechtern sich offenbare, woraus ein ursprünglicher Hang zum Bösen folge, so beruhet dieser Beweis auf Induktion. Die Analogie hingegen schließt von partikulärer Aehnlichkeit zweyer Dinge auf totale, nach dem Princip: Dinge einer und derselben Gattung, die in Vielen übereinstimmen, stimmen auch in dem Uebrigen überein, was wir in Einigen von dieser Gattung kennen, an andern aber nicht wahrnehmen. So ist der schöne populare Beweis der Unsterblichkeit, daß jedes Ding zum höchsten Punkte seiner Reife und Naturvollkommenheit gelange, mithin auch der Mensch, und da dieses vor dem Tode nicht geschehe, es also nach dem Tode geschehen werde, ein Beweis nach der Analogie. Sol-

che analogische Beweise und analogische Gleichnisse haben immer einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther, und dieses um so mehr, je mehr Sinnlichkeit die Vorstellungen haben. So ist es beruhigend, wodurch die Vorstellung des Todes gemildert wird, wenn es in den praktischen Materialien zu Kanzelvorträgen 5. B. 1. H. S. 89. heißt: So wie ich am Morgen, an dem ich zu neuer Wirksamkeit erwache, gestärkter mich fühle, und alle meine Erkenntnisse, meine frommen Gefühle, meine Fertigkeiten wieder beysammen finde: so werde ich einst am Morgen der Verklärung die Erkenntnisse der Wahrheit, die Gefühle des Guten, den Grad der Tugend, den ich mir erwarb, wieder beysammen finden. Ich baue dann fort auf die Vollkommenheit, die ich hier errang u. s. w. Die Induktion aber ist für den popularen Gebrauch um so mehr geeignet, da sie zugleich eine rednerische Beschreibung, und jene Redefigur verstattet, welche von den Alten distributio genennet wird. Man vergleiche über diese Figur Ad Herennium l. IV. c. 35. und bemerke, wie dort der Gedanke: jedermann muß an der Bestrafung des Bösewichts gelegen seyn, oratorisch ausgeführt ist.

Uebrigens gilt von populären Rednern dasselbe, was Engel in der Theorie der Dichtungsarten, Erster Theil, Berlin und Stettin, 1783. S. 115. sagt: „Beweise, die ohne Subtilität und Trockenheit durchaus nicht vorzutragen sind, muß der Dichter gänzlich verwerfen, auch wenn sie die bündigern und überzeugendern wären; er muß zufrieden seyn, wenn er sich des allgemeinen Wahrheitsgefühls versichert hat, ohne die darin versteckt liegenden Grund-

säße einzeln herauswickeln zu wollen; er muß überhaupt weniger aus Begriffen, als durch Erfahrungen, Induktionen, Analogien, durch auffallende Schilderungen des Guten, Schönen, Uebereinstimmenden, oder des Thörichten, Hassenswürdigen, Abgeschmackten seinen Beweis führen. Auch muß er nie mit der kalten ruhigen Fassung des Untersuchers; er muß mit innerer lebendiger Ueberzeugung, in einem nachdrücklichen, selbst leidenschaftlichen Tone reden." Daß besonders in Ansehung des letzten Punktes zwischen einem Dichter und dem Prediger ein Unterschied sey, springt von selbst in die Augen.

§. 55.

Uebersicht der Eigenschaften der Popularität.

Die Aufgabe der Popularität ist: höhere Begriffe und Grundsätze zweckmäßig für die Erkenntnißart des gemeinen Verstandes darzustellen. Die Mühe, die den Forscher innig beschäftigt, die Schwierigkeit und Dunkelheit einer Sache, die ihn anzieht, würde denjenigen, dem es nicht um die Lust des Forschens, sondern um das fertige Resultat zu thun ist, grade abschrecken. Darum liebt der gemeine Verstand nicht so wohl die bessere Wahrheit, als den besseren Vortrag derselben. Ein populärer Vortrag muß sich daher vor allen

1) durch die Lehrvollkommenheit der Leichtigkeit in der Anordnung der Ideen, im Fortgange und in der Darstellung derselben auszeichnen, um dem ungelehrten Hörer oder Leser das Geschäft des

Fassens und Erkennens so leicht als möglich zu machen, eine Vollkommenheit, die Herr Consistorialrath Ribbeck in ganz vorzüglichem Grade besitzt. Es scheinet daher in einer Predigt, als einem Kunstwerke, ein Uebelstand zu seyn, wenn das logische Gerippe, das Schulgerechte und Technische so hervordrängend sich ankündiget. Eine solche Eintheilung muß zwar dem Ganzen zum Grunde liegen; allein es scheint besser zu seyn, wenn die Ideen unter den Augen des Lesers oder Hörers sich ordnen, so daß die prämeditirte Ordnung des Predigers sich wie von selbst macht, und dieselbe nicht als etwas beliebtes Willkührliches, sondern als etwas Nothwendiges erscheint. Wird die zum Grunde liegende Eintheilung ausdrücklich angekündigt, so müssen doch die scharfen Ecken, die entgegengesetzten Eintheilungsglieder abgeschliffen und geründet, Gegensätze sanft in einander verschmolzen, die Kunst unsichtbar gemacht und in Natur verwandelt werden. Eine Predigt kann daher in ihrem Inhalte äußerst populär, dagegen in ihrer äußeren Form pedantisch-scientifisch seyn. Bey meiner äusserst geringen Bekanntschaft mit Predigten halte ich die Ribbeckischen und Schuderoffschen für die popularsten in der Form, wo das wissenschaftliche Gerüste, nach welchem die Verfasser arbeiten, gänzlich verbauet ist. Dagegen scheinen mir die Schuderoffschen Vorträge mit zu den allerunpopularsten in Ansehung des Inhalts zu gehören, der nicht an sich grade unpopular ist, sondern es dadurch erst wird, daß der Verfasser seinen Stoff wissenschaftlich denkt, ja sogar bisweilen wissenschaftlich ausdrückt.

2) Da insbesondere der geistliche populäre Redner gründliche Ueberzeugung, ächte, moralische Besserung und auf sicheren Grundsätzen ruhende Tröstung und Beruhigung zur Absicht hat, so kann er es nicht auf flüchtige Ueberredung, oder buhlerische Ohrenkitzeley anlegen, und in seinem Vortrage eine Bildergallerie zum bloßen Beschauen aufstellen wollen. Simplicität und Natürlichkeit wird das äussere Gewand seyn, in welchem sich die dem Herzen so natürliche Tugend und Religion darstellen wird, in jener edlen Natürlichkeit, in welcher sich die Arete in der Fabel des Prodikus zeigt, nicht in jenem buhlenden Schimmer, in welchem Lais zu bezaubern sucht. Zwar ist die Popularität selbst eine Kunst, nämlich diejenige, die das gelehrte Erkenntniß mit der gemeinen Erkenntnißart zu vereinigen sucht. Aber eine jede Kunst, der man den Zwang der Schule anmerkt, ist fehlerhaft und Stümperey. — Simplicität fordert aber der Gegenstand, die Würde und Wichtigkeit des Zweckes, selbst das ehrwürdige Lehrgeschäft des geistlichen Redners. Diese Simplicität verträgt sich auch sehr gut mit der Erhabenheit des Styls und des Tons; beyde Eigenschaften gehören zusammen, wenn nicht aus der Trennung derselben geschraubte Ziererey, oder Plattheit und Frivolität entspringen soll. Als Muster eines ganz natürlichen Styls und einer simpeln, kraftvollen Darstellung kann Engel nicht genug empfohlen werden.

3) Aus der Erhabenheit und Simplicität in Vereinigung entstehet der Adel und die Würde der geistlichen popularen Rede. Diese dritte Eigenschaft fordert aber der Gegenstand und Zweck der religi-

ligiösen Rede, und diese Würde muß Bau und Sprache der Rede, Fassung, Ton und Anstand des Redners verkündigen. Alle Begriffe, Anschauungen und Bilder, die zu gemein und niedrig sind, die verächtliche lachenerregende Nebenbegriffe erwecken; (man vergleiche hierüber alte Gesangbücher, besonders Passions- und Abendmahlslieder!) alles, was Affektation, Künsteley, gezierten Schmuck verräth, und als offenbare Kokettrie und Galanterie sich darstellt: alles dieses ist der Würde der Religion und ihrer Darstellung in Begriffen und Gefühlen zuwider.

4) Der populäre Redner will Begriffe anschaulich, Grundsätze mit Gefühl, folglich als etwas in seinem Innern sich Regendes, Wirksames vorstellen. Mit seiner Rede giebt er daher zugleich seine durch Religion und schöne Kunst — wenigstens für den Moment der Rede — veredelte Individualität. Er wird also seine Lehren, seine Ermahnungen, seine Erhebungen aussprechen, als das, was so eben seine Seele ergriffen hat, als Erguß seiner Empfindungen. Die populäre Rede, eben darum, weil sie gerne im Konkreten, im Anschaulichen und Empfindbaren verweilet, wird daher durch Innigkeit und Herzlichkeit anziehen, da es ja unmöglich ist, bey den Wahrheiten des geistlichen Redners eine fühllose Intelligenz zu bleiben. Je mehr aber die Seele Theil nimmt an ihrem Gegenstande, desto lebhafter und rascher wird der Gang ihrer Vorstellungen, desto mehr strömen Erfahrungen und Bilder zu, die mit der Wahrheit in Affinität stehen. Man erkennt nicht blos die Wahrheit, sondern, wenn sie mit Herzlichkeit vor-

vorgetragen wird, man hat eine Empfindung zugleich von der Seele, die von der Wahrheit bewegt ist. So gehet die Stimmung des Redners auf das Auditorium über, und so ergreift ein Vortrag. Jeder Prediger, der Achtung für sein Geschäft, seine Wissenschaft und Kunst hat, wird daher nie ganz mit sich zufrieden seyn, als wenn seine Popularität zugleich Herzlichkeit geworden ist, und nie wird er populärer seyn, als wenn er herzlich ist. Dann nämlich stehet er wahrhaft auf dem Standpunkte des Lebens, gänzlich vergessend den hochgelahrten Katheder.

5) Dabey muß Gründlichkeit der Charakter der Popularität seyn, ohne welche keine Ueberzeugung, keine Gründung einer moralischen Denkart, kein gegen alle Arten von Leiden aushaltender Muth möglich ist. Diese Gründlichkeit ist aber keine scientifische, schulgerechte, sondern eine solche, die sich mit der Schönheit und Leichtigkeit des Vortrags vereinbaren läßt. (S. §. 54.) Diese ist aber grade die am schwersten zu erreichende Vollkommenheit, die zwischen wissenschaftlicher Trockenheit und seichter faselnder Galanterie die glückliche Mitte hält. Bey jedem popularen Vortrag muß aber doch zu oberst auf scholastische Vollkommenheit, nämlich auf Wahrheit, Deutlichkeit, Gründlichkeit, Konsequenz und natürliche Ordnung der Gedanken gesehen werden. Nur dann, wenn diese Bedingungen in Richtigkeit sind, kann man erst auf allgemeinfaßliche Mittheilbarkeit und einen interessanten Vortrag denken. Denn wenn man dem ungelehrten Publiko zu Gefallen die logischen Vollkommenheiten und die ernste Gründlichkeit aufgeben wollte, so würde man die Popularität in

das elendeste Gewäsche, und das Lehramt in ein unwürdiges, tändelndes Spiel verwandeln.

6) Endlich muß jeder populare Vortrag ohne Unterschied, sey er Roman oder Predigt, durch Schönheit der Form sich auszeichnen, so daß durch die Kunst das Geschäft des Denkens dem Hörer zum unterhaltenden Spiel erleichtert wird. Nur indem die Schönheit das Ruder ergreift, kann der Vortrag nie an den Klippen der pedantischen Trockenheit und steifen Gründlichkeit scheitern.

Aus allem aber, was bis jetzt über Popularität beygebracht worden ist, erhellet wohl zur Genüge, daß man mehr als Apolls Gaben und Merkurs Talente besitzen müßte, wenn einer ohne Konzept, ohne zu memoriren einen kunstpopularen Vortrag halten wollte.

§. 56.

Ob die Popularität eine Vollkommenheit des Vortrags sey?

Aus dem bisherigen läßt sich nun auch ersehen, daß die Popularität eine wahre Vollkommenheit sey, einmal für die Erkenntniß und die Wahrheit welche durch Popularität lebhaft, interessant, praktisch dargestellt, und durch allgemeine Mittheilbarkeit ins Leben eingeführt, und zum Gemeingut der Menschheit gemacht wird; dann aber auch für den Erkennenden selbst,

da

da die Popularität eine vielseitigere Behandlung eines Gegenstandes erfordert, als die philosophische, und zu derselben Talente und Fertigkeiten gehören, deren der Philosoph nicht unumgänglich bedarf, ob sie gleich ihm und seinen Vortrag nicht zur Schande gereichen. Vergl. §. 57.

Die philosophische Erkenntniß ist eine allgemeine Erkenntniß durch Begriffe, und aus Principien; die populare hingegen eine konkrete, aus der Erfahrung abgeleitete, und auf dieselbe bezogene. Beyder Standpunkt ist ganz verschieden, ihre Richtung geht nach entgegengesetzten Polen. Der oberste Rang gebührt allerdings der Philosophie. Durch sie wird die Wahrheit als solche erforscht, aus ihren wahren Gründen abgeleitet, Umfang und Grenze ihrer Gültigkeit, Art und Weise ihres Gebrauchs im Allgemeinen bestimmt. Es kann daher nichts als eine elende Jämmerlichkeit herauskommen, wenn man mit dem popularen schönen Vortrag den Anfang machen will, ehe ein Gegenstand durch scholastische Behandlung wissenschaftlich erörtert und bestimmt ist. Erst muß die Zeichnung vollendet seyn, ehe man an die Illumination derselben gehen kann. Das Gegentheil bringt eben jene Oberflächlichkeit und Galanterie in den Wissenschaften hervor, welche Garve an den Franzosen als Popularität rühmt. Aber die im System enthaltene philosophische Wahrheit gleicht dem in einer harten Schaale verschlossenen Kern, den nicht jeder herauszuhohlen versteht. Wer die Frucht allgemeingenießbar machen will, muß die harte Hülle sprengen. Diejenigen aber, welche den Philosophen wegen der rau-

rauhen und harten Hülle, worein ihre Früchte verschlossen sind, Vorwürfe machen, sind den Unverständigen, Zahnlosen gleich, die da meynen, die Natur thäte besser, wenn sie ihre süßen Kerne frank und frey wachsen ließe, ohne sie mit einer so harten Hülle zu umgeben. Sehr wahr sagt daher Garve: daß der Vortrag der Erfinder nie popular seyn könne. Sehr natürlich! Denn dem Erfinder ist es um die wissenschaftliche Ergründung der Wahrheit, nicht um ihre Anwendung und gefällige Ausschmückung zu thun. Erst muß das Eisen im hohen Ofen gewonnen seyn, ehe der Künstler es polirt, und es ist unmöglich, daß es polirt zum Ofen herausrinne.

Es ist die Popularität, welche die Wahrheit im gefälligen Gewande ins Leben einführt, ohne ihrer Güte zu schaden. Mit anderen Worten: sie macht die Wahrheit allgemein mittheilbar, ohne der Gründlichkeit Abbruch zu thun. Dadurch kommt die Wahrheit aus der Schule in das Leben. Darum war Sokrates nicht für die Schule, sondern fürs Leben ein besserer Philosoph, als alle vor ihm und viele nach ihm. Darum hat Garve für die Kultur unserer Landesleute mehr gewirkt, als vielleicht alle neuesten philosophischen Systeme zusammenwirken werden. — Die Popularität hebt jenes philosophische Vernunftsolo auf, und bewirket ein harmonisches Spiel aller Seelenkräfte, durchdringet und vereinigt Geist und Herz. Durch sie erscheint die Wahrheit, nachdem ihr die schwerfällige scholastische Kriegsrüstung ausgezogen ist, liebenswürdig, gleich dem entwaffneten Helden, mit welchem Kinder spielen. Endlich bewahret die Popularität auch vor jenen — deliriis philo-

sophorum, die im kalten Fieber der Spekulation ausgeheckt werden. Man kann daher mit Recht sagen: an einer hochgerühmten Wahrheit, die sich doch schlechterdings nicht allgemein mittheilen und interressant darstellen läßt, kann der Menschheit auch nichts gelegen seyn. Denn wäre sie praktisch wichtig, so wäre sie eben deshalb auch allgemein mittheilbar. Dieses bestätigt auch der gewiß sehr unpopuläre Kant, der es selber beklagt, daß ihm die Gabe gründlich und schön zugleich zu schreiben nicht gegeben sey, wiewohl dieses nicht allgemein wahr ist. Er hätte nur an seine Beobachtungen über das Schöne und Erhabene, selbst an seine Träume des Geistersehers denken dürfen. S. 66. seiner Logik heißt es: „Auch hat die Popularität ausser vielen anderen Verdiensten noch dieses, daß sie einen Beweis für die vollständige Einsicht in eine Sache geben kann, denn die blos scholastische Prüfung läßt noch den Zweifel übrig: ob die Prüfung nicht einseitig sey, und ob die Erkenntniß selbst wohl einen von allen Menschen ihr zugestandenen Werth habe. Die Schule hat ihre Vorurtheile, wie der gemeine Verstand. Eines verbessert hier das andere. Es ist daher wichtig, eine Erkenntniß an Menschen zu prüfen, deren Verstand an keiner Schule hängt.

Die Popularität ist aber auch eine Vollkommenheit an dem, der das Wahre allgemein interessant darzustellen weiß. Denn er muß, wie zur Genüge gezeigt worden, wissenschaftlichen Geist und scientifische Gründlichkeit, er muß alle intellektuellen Vollkommenheiten des Philosophen besitzen, aber mit diesem Talente, Uebungen und Fertigkeiten, ästheti-

sche Vollkommenheiten des Redekünstlers vereinigen. Zu den philosophischen Eigenschaften müssen die Kunstgaben des Dichters noch kommen, weshalb auch beyde, Philosophen und Dichter, den ächten popularen Redner mit Wohlgefallen, selbst mit Nutzen hören. Durch ihn wird die Wissenschaft und ihre Ernte liebenswürdig, indem er von der Pedanterey der Gelehrten am weitesten entfernt ist, die sich von dem Zwange der Schule nicht losmachen kann. Wenn es Geistesarmuth, Geschmacklosigkeit und Lächerlichkeit ist, daß andere Zünfte im Umgange ihre Zunftsprache reden; warum sollte es denn weniger lächerlich seyn, wenn der Theolog, der Philosoph, der Arzt und Jurist den Mund nicht öffnen kann, ohne daß ein Stück Kompendium, oder ein Theil vom Bandwurm der Pandekten herausfährt? Doch den letzteren Theil dieses §. entwickelt der folgende näher.

§. 57.

Talente zur Popularität.

Wer einen popularen Vortrag halten will, der muß vor allen

1. im Besitze wissenschaftlicher Kenntnisse und einer wissenschaftlich geübten Vernunft seyn, §. 17. welche die Quelle des Stoffes seiner Vorträge ist. Dazu muß

2. eine sowohl im Subsumiren als Reflektiren geübte Urtheilskraft §. 33. kommen, die zu

dem Besonderen leicht das Allgemeine, zu diesem das Besondere zu finden weiß.

3. Die Quelle aber, woraus die Urtheilskraft ihre Versinnlichungen entlehnt, ist eine reiche, lebendige, bewegliche Einbildungskraft, oder auch schaffende Phantasie. Da diese aber ihre Nahrung ziehet aus einer genauen und scharfen Beobachtung, so darf

4. dem popularen Redner nicht fehlen die Gabe der Beobachtung.

5. Aus diesen Talenten in Vereinigung entspringt das Kunstvermögen, und durch Uebung die Fertigkeit, das Abstrakte zu übersetzen ins Konkrete, und aus dem wissenschaftlichen Standpunkte herauszutreten in den des Lebens. Alles dieses zusammengenommen, kann man

6. mit einem Worte praktischen Geist nennen. Wenn nun

7. zu den logischen Fertigkeiten noch Studium und Uebung in der Sprache; endlich

8. ästhetische Produktionskraft, Geist und Geschmack hinzukommen, so scheint dem popularen Redner nichts weiter zu mangeln.

Wenn vor allen ein wissenschaftlicher Geist zur Popularität gefordert wird, so ist schon gezeigt worden, inwieferne? Die Wissenschaft erscheint nie in leib-

leibhafter Gestalt, sondern als ein unsichtbarer lebendiger Geist, der reine und ausgemachte Wahrheiten an die Hand giebt. Die Erkenntniß des popularen Redners muß in ihrem Inhalt höher und reicher, in der Form gründlicher und deutlicher seyn, als die gemeine. Denn setzte die Popularität keine höhere Vollkommenheiten des Erkennens voraus, so könnte von ihr, als einer Condescendenz, nie die Rede seyn.

Aber der Redner muß mehr als wissenschaftlicher Denker seyn, er muß das Kompendium vergessen können, und als Mensch das praktisch erkennen, was er als Gelehrter theoretisch weiß, sonst steht er da als scholastischer Pedant. Nicht jeder Philosoph kann dieses, und zwar um so weniger, je längere Zeit er sich an den Katheder ton gewöhnt, je weniger er in gemischten Gesellschaften gelebt hat, und in das thätige Leben verflochten ist. Man muß daher das todte Abstrakte durch anwendende Urtheilskraft beleben, verindividualisiren, das Produkt des Verstandes für die Anschauung und das Gefühl zubereiten. Er muß durch eine reiche Einbildungskraft und schaffende Phantasie die Blumen des Witzes, die Gaben der Musen, den Liebreitz der Grazien über seinen Vortrag verbreiten, die Arbeit des Denkens zum Spiel erleichtern, und den trägen, zerstreuten Hörer durch die Bande der Kunst fesseln, um durch das Wohlgefallen am Vortrage den Beyfall an der Sache zu erzwingen.

Was so manchem ausgetrockneten Philosophen fehlet, Beobachtungsgabe, die darf dem popularen Redner nie fehlen. Denn in dieser liegen die geistigen

Fühl-

Fühlhörner, der höhere künstliche Sinn, womit er das Leben in seinen mannichfaltigen Gestalten, den Menschen mit seinen Gaben und Bedürfnissen auffaßt, verborgen. So nur entsteht ihm ein Bild des Lebens, worüber er denn das Licht seiner Grundsätze ausstrahlen läßt, das Mannichfaltige in Einen Sehepunkt, in einen Fokus zusammenfaßt, und dem Hörer oder Leser das Leben im verklärteren Lichte zeigt. Die Beobachtungsgabe, die der populare Redner ausbildet, ist aber nicht die analytische, scientifische, welche den Gegenstand in seine letzten Atome zersplittert, sondern die praktische, synthetische, die ihren Gegenstand immer im Ganzen, mit Beziehung auf Zwecke des Lebens, des Lehrens und Handelns auffaßt. Erstere ist wissenschaftlich und führt zur Psychologie; letztere ist praktisch, und führt zu einer Charakteristik. So strebt der populare Lehrer sich zu seinem Muster Christus emporzuheben, der einen idealischen Geist, einen weit über die beschränkte Wirklichkeit hinausreichenden Blick und Zweck, — darneben aber die nüchternste Besonnenheit und die umfassendste Welt- und Menschenkenntniß hatte. Hätte ihm die Natur den analogischen Geist, den produktiven Witz, die unerschöpfliche Phantasie, den klaren praktischen Blick über das Leben hin — auch nur in geringeren Graden verliehen, als jenem Ausserordentlichen, Einzigen, — so könnte er sich noch zuversichtlicher einen Jünger jenes Meisters nennen. Aber, was helfen alle die genannten Talente dem Stummen, dem die Gabe der Sprache nicht verliehen, der, nach dem Bilde des Hebräers, der siebenzig Sprachen nicht kundig ist, d. h. der nicht in den allermannichfaltigsten Wendungen das Alte im

Reitze

Reitze des Neuen, das Neue in der Geläufigkeit und Verständlichkeit des längst bekannten Alten vorzutragen versteht? Oder wenn zwar der Vortrag rein, klar, verständlich, aber geschmacklos wäre; wenn jene süßen Düfte aus dem Garten der Musen nicht über die Rede hinwalleten, wenn die Begleiterinnen der himmlischen Venus nicht mit dem Redner lustwandelten: immer würde der Rede noch jenes beseelende Leben fehlen, das uns der Tugend und Religion am Bande des Schönen entgegenführt, so daß wir selig der Tugend in den Schooß sinken, fast ohne zu wissen, wie uns geschieht? Schön also muß insbesondere die religiöse Rede seyn, ein Gegenstand eines freyen, nicht durch Sinnenreitz erzwungenen, Wohlgefallens, zweckmäßig für das Gefühl, nicht blos für den Verstand, wenn nicht blos todte Begriffe einbalsamirt, sondern das Saitenspiel der Gefühle angeregt, das Herz vermittelst der schönen Kunst fürs Gute gewonnen, und die christliche Charis, die Liebe des Guten dem Hörer entgegengeführt werden soll. — Wenn wir, theure Amtsbrüder, und Sie, die sich zu unserem großen Beruf vorbereiten, nur alle im Stande wären, praktisch zu leisten, was dieser eine §. idealisch aufstellt; (ein Ideal, das vielleicht nicht über unsere Kräfte ist; —) gewiß, wir würden die Klagen über das gesunkene Ansehen der Religion und unseres Standes bald zum Schweigen bringen! Also — können wir doch etwas thun, daß beyde Klagen verstummen? — Auf denn! —

§. 58.

Wie man sich in eine der Popularität günstige Stimmung des Gemüthes versetzen könne?

Wenn die Beantwortung dieser Frage, die auch nur aufzuwerfen niemanden noch in den Sinn gekommen ist, noch unvollkommner ausfallen wird, als die Beantwortung der zeitherigen Probleme: so wird der Leser es wohl entschuldigen müssen, indem wir hier nur Bahn brechen, übrigens einen jeden an seine Selbstbeobachtung verweisen müssen, um unseren Weg für sich selbst so bequem als möglich zu machen. Die wenigen Bemerkungen, die ich hierüber mitzutheilen habe, und die es verdienen, in homiletischen Blättern verbessert, vermehrt, genauer bestimmt zu werden, beziehen sich auf die vorbereitende Weihe des Gemüths, auf die Wahl des Thema, auf die Meditation und Elaboration. Unter der Stimmung zur Popularität verstehe ich einen solchen Zustand des Gemüthes, in welchem ein reges Spiel der obern und unteren Geistesvermögen, besonders der Vernunft und Phantasie, des Raisonnements und des Gefühls Statt findet, wodurch der Redner sich zur Abfassung eines lichten und anschaulichen, warmen und herzlichen Vortrags aufgelegt fühlet. — Was nun

I. die Vorbereitung des Gemüthes, anlangt, um sich, wenn diese Stimmung nicht von Natur da ist, durch Kunst in dieselbe zu versetzen, so kömmt vor allen alles auf die vorhergehenden Gemüthszustände an. Schwer ist es aus dem Zu-

Zustande der Zerstreuung in den Zustand einer klaren anschaulichen Ansicht, wie die Popularität fordert, überzugehen. Die Zerstreuung ist eine Vertheilung der Vorstellungen unter sehr viele und ungleichartige Gegenstände, verbunden mit dem Unvermögen auf einer mit seiner Aufmerksamkeit zu verweilen. Man ist unvermögend zu abstrahiren, und seine Aufmerksamkeit von etwas abzuwenden, und sie absichtlich auf einen Gegenstand zu richten. Die Einbildungskraft schwärmt regellos umher, oder es summen, gleich Wespen, gewisse Vorstellungen im Kopfe, wodurch die Freyheit des Geistes aufgehoben wird. Die Zerstreuung ist bald willkührlich, z. B. die eines Gelehrten, der sich von der Idee, die ihn beschäftigt, nicht losmachen kann, und eine Bewußtlosigkeit gegen seine Umgebung äussert; Dissipation; oder unwillkührlich; in diesem Falle beruht sie auf Schwäche und Passivität des Gemüths, dort auf Aktivität. Die willkührliche geht zuletzt in die unwillkührliche über. Man hüte sich daher, wenn man sich zu einem popularen Vortrag anschicken will, vor Vertheilung seiner Gedanken unter zu viele Gegenstände, vor der Vielheit, Mannichfaltigkeit, und Ungleichartigkeit der Gedanken. Man lese z. B. nicht einen Pakt politischer oder litterarischer Zeitungen durch, oder eine Menge Intelligenzblätter ꝛc. Diese verwirren und zerstreuen die Aufmerksamkeit, und trüben die Klarheit des Geistes. — Widersprechend der popularen Stimmung ist ferner der Zustand vorhergehender Spekulationen. Denn die Geistesthätigkeit, die zur Spekulation erfordert wird, ist der, wie die

Po=

Popularität sie heischt, grade entgegengesetzt, und es ist unmöglich, daß das Gemüth durch einen Sprung sich in den entgegengesetzten Zustand versetze. Wer daher unmittelbar nach einer spekulativen Lektüre oder eigenen Arbeit an eine populare Ausarbeitung gehet, wird unwillkührlich im philosophischen Raisonnement beharren, ob er gleich anschaulich und gefühlvoll seyn wollte. — Ungünstig der popularen Stimmung ist ferner Ermüdung des Körpers, Langeweile, die unangenehme, seelenlose Gesellschaft verursacht; ferner Sorge, Unruhe des Herzens, weil in diesem Falle ein widerlicher Gegenstand die ganze Aufmerksamkeit verschlingt, und Dissipation hervorbringt. Man wähle daher die heitersten Momente seiner Zeit, wo Ruhe des Herzens, Klarheit und Innigkeit des Geistes, und eine sanft erwärmte Phantasie in uns lebendig ist. — Man suche durch geistvolle, dichterische Lektüre, durch Umgang mit einem geliebten Freunde, durch Anschauung der schönen Natur, durch eine schöne Stunde, die man spielend, erzählend seinen Kindern widmet, rc. sich in jene sanft bewegte Ruhe, Heiterkeit und Klarheit des Geistes zu versetzen.

2. In Absicht der Wahl eines Thema gilt auch hier die schon aus anderen Gründen nothwendige Regel, daß man alle allgemeinen, weitschichtigen Sätze vermeide, und immer so specielle, als nur möglich ist, wähle. Wählet man einen allgemeinen Satz, z. B. von der großen Wohlthätigkeit Gottes gegen uns Menschen, so verliert sich die Rede, soll

sie

sie anders den Gegenstand erschöpfen, in der Aufzählung der Arten und Klassen der Wohlthaten, die Untersuchung bleibt theoretisch, in allgemeine Begriffe eingeschlossen und kalt. Je specieller dagegen ein Satz ist, z. B. über die unerkannten Wohlthaten Gottes, oder über die Wohlthaten, welche uns Gott in und durch unseren Beruf erzeigt, u. s. w. Desto mehr ist man durch die Natur des Gegenstandes zur Reflexion über das Leben, zur Beobachtung und Ueberschauung z. B. der Berufsarten, zur Selbstbeobachtung, zum Andenken an diesen und jenen genöthiget. Der Vortrag gewinnt dadurch seine specielle, ort- und zeitmäßige Beziehung, einen individuellen Charakter; die Vernunft kann nichts ohne die reproducirende Einbildungskraft, die Reflexion nichts ohne die Anschauung, der Grundsatz nichts ohne das Beyspiel ausrichten. Diese Mischung und Gesellung der Geistesvermögen ist aber eben die, welche in der oben gegebenen Erklärung der Stimmung zur Popularität bezeichnet worden ist. — Stehet einem Prediger die Wahl des Textes frey, so wird er immer besser thun, eine Geschichte, oder eine Parabel Jesu zu wählen, als eine Gnome Sirachs, oder eine Sittenregel Pauli, weil im ersteren Falle die Situation des Lebens, der Kreis der Anwendung seiner Lehre, die Sphäre der Beyspiele, der Bilder, der Anspielungen 2c. gegeben und bestimmt ist.

3. Beschaffenheit der Meditation.

Unter Meditation wird ein methodisches Denken über einen Gegenstand verstanden. Dieses Denken ist aber selten beym ersten Anfange desselben sogleich methodisch, sondern vielmehr fragmentarisch. Die Medita-

tation fängt gewöhnlich mit **vorläufigen Urtheilen** über eine Sache an, vermittelst welcher man das, was zur Sache gehört, gleichsam wittert, und vor der methodischen Reflexion anticipirt. Bey solchen vorläufigen Urtheilen, gleichsam Seherblicken gewöhne man sich absichtlich zugleich an die konkreten Fälle zu denken, wo eine Lehre, Pflicht, Trost rc. ihre Anwendung findet, damit sogleich die Situationen des Lebens sich darstellen, die Beyspiele und Anschauungen geweckt werden, deren man bedarf, wenn der Vortrag lebhaft, empfindungsreich werden soll.

Hat man sich für einen praktischen Satz entschieden, der aber nicht grade immer ein moralischer, sondern auch ein anthropologischer, auf Tugend und Laster sich beziehender, seyn kann, so findet ein doppeltes Durchlaufen desselben in Gedanken Statt. Man kann einmal denselben im strengsten Sinne **überdenken**, in Begriffen und Grundsätzen, wo die Gemüthsstimmung mehr oder weniger theoretisch ist; oder man kann das Gebiet seines Satzes **überschauen**, vermittelst der reproduktiven Einbildungskraft. Gesetzt: man wollte über den Hang der Menschen ihre Fehler zu beschönigen nachdenken, so überschaut man nach Festsetzung der Begriffe, mithin nach dem logischen Geschäft, das Leben, beobachtet aus dem im Thema bestimmten Standpunkte, wie Charon auf einer Wolke, das Leben und Thun der Menschen. Vorausgesetzt wird freylich immer eine anthropologische Bekanntschaft mit den Menschen. Es treten nun specielle, individuelle Lagen und Fälle ins Andenken, der

all-

allgemeine Begriff des Thema wird immer näher bestimmt, nimmt aus der Anschauung immer mehr Individuelles in sich auf. Die Phantasie bildet neue Fälle, neue Anwendungen; die Reflexion gebietet über eine unter den Händen wachsende Maße; es treten individuelle Aeusserungen dieses und jenes Menschen ins Andenken. Man stehet dann mitten im Leben da, umrauscht von seinen Wogen, obgleich nur ideell, und zwar nicht mit dem isolirten Verstande, sondern mit dem Blicke der Beobachtung, mit geschäftiger Einbildungskraft oder selbstbildender Phantasie. So erhalten die Ideen Klarheit und Leben, Anschaulichkeit und konkrete Anwendung.

Man siehet schon hieraus, daß es nöthig sey, immer mit der Feder in der Hand zu meditiren.

Um seiner Meditation fruchtbare Zweckmäßigkeit zu geben, so meditire man gleichsam im Angesichte seines Auditorii, und vergegenwärtige sich seine Versammlung. Von selbst kömmt uns dann dieser und jener mit seinen Angelegenheiten, Freuden und Leiden entgegen. Unsere Lehren erhalten dadurch eine bestimmte Beziehung, die Ideen einen zweckmäßigen Zusatz und das rechte Kolorit aus der Erfahrung. Die thätige Einbildungskraft, die rege Beobachtung geht immer weiter, der klare Gedanke wird immer lebhafter, man überschaut immer besser den Horizont der konkreten Fälle, die der Gedanke unter sich befaßt.

Um seinem Vortrage Herzlichkeit zu geben, die nie unpopular werden läßt, §. 55. 4. so reflektire man

über

über jede Tugend- und Religionslehre in Beziehung auf sich selbst, erwärme dadurch sein eigenes Herz, erwecke seine individuellen Gefühle, und merke auf den Eindruck, den eine Religionswahrheit in dieser und jener Lage auf einen mache, um der Lehre oder dem Troste die eindringlichste Seite abzugewinnen. Je mehr der Redner schon bey der Meditation an seinem Gegenstande Interesse nimmt, desto mehr wird er es seinem Zuhörer einflößen. Wer andere erwärmen will, muß selbst erwärmt seyn, und von dem Seelenlosen strömet nie Leben aus.

Man lerne seinen Text immer besser gebrauchen, und halte sich an ihn. Das Kompendium stellt seine Lehren immer in abstrakto auf, die Bibel hingegen immer in Beziehung auf bestimmte Umstände, Zeiten und Personen.

Man gehe nicht zu frühe an das Ordnen und Eintheilen! Die Ordnung setzt ein Zuordnendes, die Eintheilung setzt sich wechselseitig ausschließende Glieder voraus. Erst muß demnach aller Stoff beysammen seyn, ehe man jedes Gleichartige in sein besonderes Fach legt. Indessen giebt es Viele, die a priori ihren Gegenstand logisch richtig eintheilen, und a priori die Fächer bezeichnen, wozu sie alsdann die Gedanken suchen. Solche Predigten sind immer untadelich disponirt, aber selten — popular. Man macht es nämlich, wie es in Blumauers Aeneis heißt: Man ließ für hunderttausend Mann sogleich Monturen schneidern, und drauf warb man Soldaten

an, die paßten zu den Kleidern. — Je specieller übrigens ein Satz ist und je praktischer, desto weniger giebt es zu theilen. Das allzukleinliche Theilen in Subsubdivisionen zersplittert nur einen Begriff, macht die Behandlung theoretisch, und entfernt den Gegenstand des Begriffes immer weiter aus dem Kreise des Anschaulichen.

4. Elaboration.

Die Elaboration muß in eben der Stimmung geschehen, in welcher die Meditation angestellt wurde. — Liegt zwischen beyden eine Zwischenzeit, und ist unterdessen das erwärmende Feuer der Meditation erloschen, so fache man es durch nochmaligen Ueberblick des Ganges der Meditation von neuem an. — Für die Elaboration ist es besonders nöthig, daß man Gedanken und schöne Stellen, die während der Begeisterung beym Meditiren gewaltsam sich hervordrängen, sogleich aufs Papier hinwerfe, oder wenigstens den Gang der Empfindungen bezeichne. — Da während der successiven Ausarbeitung der fromme Enthusiasmus sich abkühlet, so muß man sich während derselben durch Beobachtung der obigen Regeln immer von neuen in seine Materie hineinschauen und hineinempfinden. — Am meisten schadet man der Begeisterung und der Popularität, wenn man die Gedanken durch den Ausdruck recht zuspitzen und ungewöhnlich ausdrücken will. Ein Gedanke aber, der erst durch einen gesuchten Aus-

druck

druck sich Ansehen verschaffen soll, gleicht einem unrühmlichen Manne, der durch eine ungewöhnliche Kleidung sich ein hohes und fremdes Ansehen geben will. Natürlichkeit, Simplicität, und Herzlichkeit (§. 55. 1. 2. 4.) gehen auf diesem Wege ganz verloren. — Man nehme es sich gleich vom Anfange an vor, schön, aber doch natürlich, darstellen zu wollen. Dieser Vorsatz verhütet alle Veritrung von dem Anschaulichen.

Daß diese Materie eine genauere psychologische Behandlung verdiene und bedürfe, bedarf keines Beweises. Das Bedürfniß wenigstens hat der Verfasser faktisch bewiesen. — Ich begnüge mich daher hier mit dem kleineren Verdienste, den Gegenstand, welchen die Ueberschrift dieses §. nennet, zuerst in Anregung gebracht zu haben.

§. 59.

Körperliche Unterstützung der Popularität.

Ideen werden ganz vorzüglich versinnlicht durch Ton und Deklamation; innere Gemüthszustände durchs Mienenspiel, innere Thätigkeiten durchs Gebehrdenspiel oder die Action. Diese drey äußeren Versinnlichungsmittel, die das Innere dem äusseren Sinne sichtbar und hörbar darstellen, machen in harmonischer Vereinigung die körperliche Beredsamkeit aus.

Man

Man kann sprechen, Ideen und Empfindungen in Andern erregen, ohne die Wortsprache. Schon durch den bloßen Ton, ohne daß er artikulirt ist, durch Mienen und Gebehrden kann man bestimmte Gedanken, noch mehr Empfindungen, Gemüthszustände, Affekten, Leidenschaften und zusammenhängende Reihen von Begebenheiten darstellen. Aber wie muß erst die Anschaulichkeit der Ideen, die Eindringlichkeit der Grundsätze, die Mittheilung eines heiligen Enthusiasmus durch die genannten drey Darstellungsmittel, die mit den drey Hauptvermögen des Gemüths zu korrespondiren scheinen, erhöhet und ein Vortrag beseelt werden, wenn sie sich mit der artikulirten Rede vereinigen! Diese drey Darstellungsmittel, welche die körperliche Beredsamkeit ausmachen, verdienen daher eine vorzügliche Rücksicht, Studium und Uebung des popularen Redners, da durch sie selbst eine matte Rede beseelt, ein schwerer Vortrag anschaulich verständlicht wird. Zu diesem Studio gehört aber auch psychologische Physiognomik, Kenntniß des ruhigen Charakters; und psychologische Pathognomik, oder Kenntniß des bewegten Charakters. Da jeder dieser drey genannten Bestandtheile der körperlichen Beredsamkeit seine eigene Theorie erfordert, so müssen wir uns hier begnügen, auf dieselben in popularer Hinsicht blos aufmerksam zu machen. Man sehe über diese Materie nach:

D. Niemeyers Homiletik, Pastoralwissenschaft und Liturgik. 3te Aufl. §. 91 — 101.

D. Thieß Anleitung zur Amtsberedsamkeit. Altona 1801. §. 216. — 220. und andere homileti-

sche Lehrbücher. Ueber die körperliche Beredsamkeit überhaupt sehe man:

Cicero de Oratore l. III. 59 — 61.

Quinctiliani Inst. Or. XI. 3. f.

C. F. Bahrdt Versuch über die Beredsamkeit. 1780.

Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrags für geistliche und weltliche Redner. Leipzig 1793.

Ueber die Deklamation:

Franke. Ueber Deklamation. 2. Th. Göttingen 1789. 94.

Schocher: Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben? Leipzig 1791.

Bielfeld. Ueber die Deklamation. Hamburg 1801.

Ueber die Aktion und Gebehrdensprache:

Engels Ideen zu einer Mimik. 2. Th. Berlin 1785. 86.

Pfannenberg. Ueber die rednerische Aktion mit erläuternden Beyspielen. Leipzig. 1796.

Zöllners Vergleichung der Aktion des Predigers mit der des Schauspielers. Berlin. Monatsschrift vom Jahr 1783. Febr.

§. 60.

§. 60.

Schwierigkeit der Popularität.

Aus allem bisher Gesagten erhellet, wie die Popularität an sich, nicht blos für diesen und jenen, eine mit vielen Schwierigkeiten verbundene Sache sey, man mag auf die Vereinigung des gelehrten Verstandes mit dem gemeinen, oder auf die Versinnlichungskunst; oder auf die ästhetisch-künstlerischen Talente sehen, die dazu gehören.

Daß die Popularität, oder die Herablassung zum Volksverstand für Viele wegen Mangel an den dazu erforderlichen Talenten und Fertigkeiten etwas höchst Schweres sey, wird nicht geläugnet. Aber davon ist hier nicht die Rede, sondern davon, daß die Popularität an und für sich selbst, nicht subjektiv, sondern objektiv schwer sey. Denn sie soll ungemeine, höhere Gedanken vortragen entkleidet von ihrer wissenschaftlichen Schwerfälligkeit, in einem leichten gefälligen Kleide, in leichter Ordnung, in schöner Versinnlichung, so daß die höheren Resultate z. B. der Philosophie über Tugend und Gott selbst dem sinnlich denkenden Verstande faßlich, für sein im Sinnlichen befangenes Gemüth eindringlich dargestellt werden. Aber der gelehrte und der gemeine Verstand schränken sich wechselseitig ein, so daß die besten Theoretiker selten erträgliche Praktiker sind. Der gelehrte Verstand ist Großhändler und faßt alles in großen, allgemeinen Gesichtspunkten auf; der gemeine Verstand hingegen handelt im Detail, und stößt überall auf Ausnahmen

von den allgemeinen Regeln, auf nothwendige nähere Bestimmungen derselben für einzelne Fälle. Der gesunde Verstand ist daher ein praktischer Blick, gebildet durch Beobachtung und Beurtheilung einzelner Fälle in Beziehung auf menschliche Zwecke. Aber durch Spekulation, die über das Einzelne und Erfahrungsmäßige hinwegsieht, geht grade der praktische Blick verloren; Spekulation schwächt die Gabe der Beobachtung, und bringt sogar eine Unlust und Verachtung der Empirie und des vermittelst derselben Erkennbaren hervor.

Aber das populare Gedachte soll nun zweckmäßig und schön dargestellt werden, und nur in der schönen Bekleidung wirft der wissenschaftlich gefundene Gedanke seine rauhen Ecken ab, und das steifere Wesen erscheint in gefälliger Humanität. Ehe aber an Schönheit zu denken ist, muß vorher das Mechanische der Sprache und ihre grammatische Regelmäßigkeit, die keine Licenzen erlaubt, im reinen seyn. Ein wahrhaft edler popularer Vortrag über moralische religiöse Gegenstände, der den Denker befriedigen, den Gebildeten anziehen, den Ungebildeten erleuchten, erwärmen, mächtig ergreifen soll, setzt daher seltene Vollkommenheiten voraus, und ist der Preis eines wissenschaftlichen Kopfes und einer künstlerischen Anlage.

Junge Männer, deren Berufspflicht die Kunst der Popularität erfordert, müssen daher mit dem gelehrten akademischen Studio unaufhörlich Menschenbeobachtung, Umgang mit Geschäftsleuten, Studium der alten und neuen Klassiker verbinden, um über dem ge-

gelehrten Verstande den gesunden nicht einzubüßen, um hochfliegende, von der Vernunft methodisch geordnete, Phantasien nicht für gehaltreiche Ideen auszugeben, um den staunenden Hörer nicht zu blenden, und ihn in eine Welt zu versetzen, wo seine Sinne ihm den Dienst versagen. — Indessen fordere man auch nicht zu viel! Von jungen Männern, die sich mit Fleiß der Gelehrsamkeit und den Wissenschaften ergeben, kann man, besonders im aufgährenden Alter, den praktischen Blick, den pragmatischen Geist nicht erwarten, und ein an das Poetische angrenzender Ton, so fehlerhaft er auch ist, verkündiget wenigstens Geist, Phantasie und Gefühl. Wir sehen, daß Prediger, die anfänglich ihre Wohnung ganz auf dem Olymp aufschlugen, allmählich sich immer niedriger anbauen, endlich ganz in die Ebene herunterziehen, und sich in das planum, aequabile et temperatum orationis genus (Cic. de off: l. I. c. 1.) immer mehr hineinfinden, ohne daß sie die Wissenschaften vernachlässigen, noch Hasser der Künste sind. Je mehr ihnen die Religion eigene Angelegenheit wird, je vielseitiger sie ins Leben verflochten werden, je vertrauter sie mit den Menschen, mit dem Grade ihrer Bildung, mit ihren Fähigkeiten, Bedürfnissen, und den Hindernissen ihrer Bildung werden, desto populärer und herzlicher, desto specieller und fruchtbarer werden ihre Vorträge. Die reife Frucht aber, die der Herbst spendet, fordere man nicht von der Blüthe des Frühlings, und vergesse nicht, daß eben die Blume den Fruchtknoten befruchtet!

§. 61.

Zweck und Nutzen der Popularität.

Der Zweck der Popularität ist von dem Zwecke der Wissenschaft gänzlich verschieden. Dieser ist es um absolute Begründung und Ausmittelung der Wahrheit an sich zu thun, und Wahrheit ist ihr höchstes Gut und höchster Zweck. Z. B. ob reine Vernunft auch an sich, ohne Dazwischenkunft sinnlicher Gefühle, praktisch sey? Im popularen Vortrag ist die Wahrheit wichtig, inwiefern dieselbe Bedingung, Grund oder Triebfeder des Handelns ist; der Gegenstand der Popularität ist der handelnde Mensch; ihr Zweck ist die Wahrheit interessant zu machen, und durch sie das Leben, die Denkart und Sitten zu veredeln, durch Einführung des idealischen Geistes der Wissenschaft ins Leben eine mit den kontinuirlichen Läuterungen der Wissenschaften stätig fortschreitende Veredelung der Menschen zu bewirken.

Sie macht also die Wahrheit, die Erndte der Wissenschaften zum Gemeingut für jedermann.

Sie macht die Erkenntniß des Wahren lebhaft, dadurch das Wahre interessant. Das Wohlgefallen am Vortrage geht in Liebe zu dem Vorgetragenen über. Durch die schöne Versinnlichung wird die Rede prägnant, emphatisch für das Gefühl, in-

interessant für den Willen. Durch die Vereinigung der Anschauung mit dem Begriffe wird dieser lebhaft; durch Vereinigung des Beyspiels mit dem Grundsatze wird dieser eindringlich, lebendig; durch die Vereinigung mit sympathetischen Gefühlen rührend.

In der Versinnlichungsmethode der Popularität liegt der Grund der praktischen Anwendbarkeit des Vortrags, indem das Beurtheilungsvermögen immer ein Schema, ein Fall in konkreto, ein Beyspiel hat, welcher als Leitfaden zu ferneren Anwendungen dient. Ihre Tendenz ist daher durchaus praktisch.

Die Popularität orientirt auch den wissenschaftlichen Verstand, und bewahrt ihn vor Streifereien ins leere Nichts; Sie kläret auf, berichtigt, erweitert zugleich den natürlichen Verstand.

Da alle diese Punkte im Verlauf der Theorie schon erörtert sind, so ist die Entwickelung derselben hier überflüssig.

§. 62.

Fehler der Popularität.

Da die Popularität auf der einen Seite mit dem gelehrten, auf der anderen Seite mit dem gemeinen Verstande zusammenhängt, und eben in

der Vereinigung und wechselseitigen Bestimmung der zweyen Ansichten besteht: so entstehen aus der Trennung dieser beyden Ansichten zwey Grundfehler, 1. gelehrte Trockenheit, und 2. gemeine Seichtigkeit.

Der erste Fehler entstehet, wenn der Redner oder Schriftsteller philosophirt, wo er darstellen, — aus Principien beweiset, wo er aus Erfahrungen folgern, — Ideen wissenschaftlich genau mit Schulausdrücken bezeichnet, wo er anwenden und lebhaft seyn soll. Der zweyte Fehler entsteht, wenn es ihm an philosophischem Geiste fehlet, der die Rede unsichtbar beseelen, das abgerissene Einzelne vereinigen, und durch ein allgemeines Band, das aber dem Gürtel der Venus gleicht, zusammenhalten soll.

Aus dem zweyten Fehler entsteht 3. die Plebeität, wenn man Wendungen, Redensarten, Ton und Dialekt des gemeinen Mannes in die Rede verwebt, wodurch die Rede um Schönheit und Würde gebracht, die Sache lächerlich der Redner komisch wird, und alle Gunst verscherzt. Dem ersten Fehler (1) stehet entgegen ein anderer, wenn der Redner in seiner Versinnlichung zu sehr Mahler und Dichter wird, mithin 4. dichterischer Schwung, der in die seichte Galanterie, Schwulst und Süßlichkeit übergeht, die uns in den Vorträgen junger Redner so oft aneckeln, wenn sie sich bemühen, nur einzig

zur

zur Einbildungskraft in anmuthigen Bildern anstatt zur Vernunft in klaren Ideen, zum Herzen in fruchtbaren Erfahrungen und natürlichen Gefühlen zu reden. Das ist aber eine affektirte Popularität, die um Gunst buhlt, und die ernste Gründlichkeit aufopfert, da hingegen wahre Popularität Gründlichkeit mit Geschmack vereiniget. (S. §. 60. gegen das Ende.)

Der populare Redner gehet von gemeinen Erfahrungen aus, und sucht auf sie alles zurückzuführen. Indem er aber sich anstrengt, das Gemeine als Ungemeines, das Bekannte als etwas Neues darzustellen, so entspringt 5. die Künsteley, das Gezierte, wo gemeine Gedanken in einer gesuchten und pretiösen Sprache vorgetragen werden.

Von diesem Fehler sind die besten Redner nicht frey; und je feiner der Geschmack ist, desto mehr wird man zu diesem Fehler versucht. Darum spricht der Meister des guten Geschmacks, Horaz de arte poet. v. 128. difficile est, propria communia dicere.

Wenn endlich der Redner Interesse erwecken, nicht einschläfern, oder seine Hörer nicht martern will, so muß er sich 6. vor der Weitschweifigkeit hüten, die weit ausholt, in Digressionen sich verliert, eine Menge Beyspiele statt eines

tref-

treffenden anführt, durch Tautologien die Zeit, durch Parenthesen die Perioden verdirbt, mit Ach! und O! in langen Epilogen die ganze Predigt wieder käuet, und die Ungeduld aufs höchste spannt.

In je kürzerer Zeit der Hörer eine Idee durchdringt, desto faßlicher und kräftiger empfängt er sie. —

§. 63.

Populäre Methode.

Die populäre Methode gehet vom Bekannten und Interessanten zu dem Unbekannten und zu den Gründen des Bekannten; — die wissenschaftliche Methode hingegen von Grundsätzen und Grundbegriffen zu dem dadurch Begründeten fort. Beyde laufen nach entgegengesetzten Richtungen. Die populäre Methode ist daher analytisch oder regressiv; die wissenschaftliche aber synthetisch oder progressiv. Da die analytische Methode von einem Element der Erkenntniß zum andern aufsteigend fortgehet, eine Erkenntniß gleichsam unter den Augen des Andern entstehen läßt, so ist diese Methode nicht nur für die Faßlichkeit die bequemste, sondern auch zur Anregung des Selbstdenkens die beste, so wie zugleich der sicherste Beweis, ob der

Red-

Redner oder Schriftsteller selbstthätig aus sich selbst schöpfte, oder ein Nachbeter sey.

Nach der analytischen Methode sind z. B. vorzüglich die Ribbeckischen, nach der synthetischen die Reinhardschen Predigten verfaßt. — Um sich praktisch in die analytische Methode einzustudiren, weiß ich kein schöneres Muster als Engels Theorie der Dichtungsarten, und überhaupt Engels philosophische Schriften.

§. 64.

Methodenlehre um die Aufmerksamkeit zu erregen und festzuhalten.

Wenn der Redner auftritt, empfängt er seine Hörer in der allermannichfaltigsten und allerungleichartigsten Richtung der Gedanken. Die Rede und die Gemüthsstimmung der Versammlung stehen daher in der allergrößten Dissonanz. Dennoch soll die Rede sich eines jeden bemächtigen, soll alle gegenwärtigen Vorstellungen und Gefühle eines jeden einzelnen aufheben, und sie allesammt in Einem Sinne und in Einem Geiste vereinigen. Daß dieses nicht möglich sey durch einen Zauberschlag, daß der Redner zu viel voraussetze, wenn er ein thätiges energisches Losreißen von dem, was jeden beschäftigt, fordert, leuchtet ein. Das Problem also, welches der Redner sich vorzulegen hat, ist: wie er sich der Aufmerksamkeit eines jeden bemächtigen, wie er die vorhandenen Gedankenreihen niederschlagen, und in dem Gemüthe eines jeden eine neue Reihe anknüpfen könne? Wäre ihm

ihm die Gemüthsstimmung eines Einzelnen bekannt, und redete er nur für diesen Einzelnen, so wäre die Sache nicht schwer. Aber diese Stimmung ist ihm nicht bekannt, und er redet nicht für einen Einzelnen, sondern zu einer kollektiven Vielheit, zu einer Gemeine. Für den Redner folgt hieraus nur, daß er, um nicht zu viel vorauszusetzen, die geistig niedrigste Stimmung, d. i. eine im Sinnlichen sich verlierende Zerstreutheit, annehme und von dieser ausgehe. Zunächst folgt hieraus, daß sein Vortrag von etwas, mit der vorhandenen Stimmung Gleichartigen, mithin vom Sinnlichen und Anschaulichen ausgehen müsse. Negativ ausgedrückt würde diese Regel lauten: daß man nicht gleich im Anfange die Denkkraft in Anspruch nehme, oder mit einem tiefen Raisonnement anhebe, weil die zu vermuthende Stimmung wohl am wenigsten dazu aufgelegt ist. Man muß also seinen Hörer von einer zu präsumirenden tiefen Stufe aufnehmen, von da ihn immer höher erheben, seiner Aufmerksamkeit sich immer mehr versichern, dieselbe immer mehr anspannen, der höchste Punkt, wozu der Hörer allmählich, in steter Progression erhoben werden kann, ist die uneigennützige Liebe des Guten, Enthusiasmus für Tugend, lebendiges religiöses Gefühl.

Aufmerksamkeit ist aber die anhaltende Richtung des Wahrnehmungsvermögens auf einen Gegenstand, zum Unterschied von der anhaltenden Richtung des Reflexionsvermögens, welche Beobachtung heißt. Die Aufmerksamkeit, welche wir hier meynen, ist die unwillkührliche, die dem Hörer abgenöthigt wird durch die Rede. Bey einem gebildetern

tern Auditorio läßt sich wohl die willkührliche, die thätige und abstrahirende Aufmerksamkeit voraussetzen. Angewandt auf religiöse Gegenstände heißt die innigere, alles übrige vergessende, nur im Göttlichen sich versenkende Aufmerksamkeit Andacht.

Erregen wird ein Vortrag immer die Aufmerksamkeit, wenn

1. sein Inhalt praktisch interessant, und seine Form im Ganzen ästhetisch zweckmäßig ist. Das, wovon die Rede ist, muß eingreifen in die Angelegenheiten der Menschen, muß ein leuchtendes, wärmendes, tröstliches, erfreuliches Licht auf dieselben werfen. Der Redner wird daher nicht die allgemeinen Grundsätze seines Kompendiums aufsagen, sondern seine Grundsätze in so specieller Beziehung aussprechen, daß jeder Hörer zu urtheilen genöthigt sey, es sey von ihm und seiner Angelegenheit die Rede. Diesen Inhalt spricht der Redner aus in allgemeingefälliger Form.

2. Aechte populare Darstellung leistet aber eben dieses Geforderte, folglich ist Klarheit und Popularität der Ideen selbst ein Erregungsmittel der Aufmerksamkeit. Klare Einsichten über Dinge, die nicht über unsere Sphäre sind, ziehen einen jeden an. Je klärer und lebhafter, je konkreter Vorstellungen sind, desto mehr Sinnlichkeit und Anschauliches enthalten sie in sich. Je mehr aber eine Vorstellung

stellung Sinnlichkeit in sich enthält, desto mehr reizt sie die Aufmerksamkeit.

3. Unterhalten wird die Aufmerksamkeit durch eine stetig fortschreitende Methode und Ideenreihe. Man drehe sich daher nicht immer gleich einem Kräusel um dieselbe Idee herum! Man befriedige den Erweiterungstrieb! Neuer mannichfaltiger, starker, mit den Kräften im Ebenmaaß stehender Stoff weckt das Gefühl der Lust, fesselt die Aufmerksamkeit. (Gesetz der Succession.)

4. Gespannt wird die Aufmerksamkeit, wenn man von schwächeren Empfindungen zu immer stärkeren, von dunkleren, matteren, allgemeineren Ideen zu immer kläreren, stärkeren, anschaulicheren geführt wird. (Gesetz der Gradation.)

5. Um die Aufmerksamkeit nicht zu ermüden, zu überspannen, so sorge man für gehörig wechselnden Stoff, der successive verschiedene Gemüthsvermögen in Anspruch nimmt. Wenn z. B. Erzählungen mit Raisonnements wechseln, wenn man zur Vernunft in Ideen und Grundsätzen, zum Herzen in Anregung frommer Gefühle, zur Beobachtung in Erfahrungen, zur Einbildungskraft in schönen Bildern, zum Gedächtniß in wichtigen Sprüchen der Bibel redet: so findet hier ein successiver Wechsel verschiedener Geistesthätigkeiten Statt,

wo-

wodurch der Langeweile vorgebeugt wird. Monotonie hingegen bringt Atonie hervor; monotonische Vernunftbeschäftigung hat Ermattung zur Folge. (Gesetz des Wechsels.)

6. Je mehr man seinem Vortrage in Stoff und Form den Reitz der Neuheit zu geben weiß, desto mehr reizt er die Aufmerksamkeit. Das Neue befriedigt den Erweiterungstrieb am meisten; die Seele verweilt daher mit ungetheilter Kraft, abstrahirend von allem übrigen, auf dem Neuen. (Gesetz der Neuheit.)

7. Gereizt wird die Aufmerksamkeit durch die Figur, Stellung, Deklamation, Gebehrdenspiel des Redners. Nach dem Gesetze: je mehr Sinnlichkeit ein Gegenstand hat, desto mehr zieht er die Aufmerksamkeit an.

8. Unterhalten wird die Aufmerksamkeit durch die logischen Volkommenheiten der Klarheit, Ordnung, des Zusammenhangs ꝛc. der Rede. Jeder schnelle Ab- und Uebersprung von einer Idee zur anderen, von einer Thätigkeit zur andern, verwirrt die Thätigkeit, bringt eine erfolglose Anstrengung hervor, und schwächt dadurch psychologisch nothwendig die Aufmerksamkeit.

9. In Ansehung der Stärke oder Schwäche der Thätigkeit, so ist dieselbe von Natur

oder

oder durch Uebung stärker oder schwächer. In Ansehung übersinnlicher Gegenstände muß man beym Volke jederzeit den kleinsten Grad der Thätigkeit voraussetzen. Darum müssen populare Vorträge insbesondere

a. leicht und faßlich seyn, damit sie die Aufmerksamkeit nicht überspannen. Denn je mehr Kraftaufwand die Aufmerksamkeit erfordert, desto eher ermüdet und verschwindet dieselbe.

b. Geordnet und zusammenhängend, (8.) sonst zerstreuen sie;

c. nicht zu lange, damit die Aufmerksamkeit nicht gänzlich nachlasse. Mit anderen Worten: Man muß in Ansehung der Intension und Protension der Aufmerksamkeit den kleinsten Grad innerer Stärke und anhaltender Dauer voraussetzen. *)

10. Man entferne alle Hindernisse der Aufmerksamkeit. Hindernisse der Aufmerksamkeit sind aber alle starken sinnlichen Vorstellungen

*) Da nebst dem Gedächtniß keine Seelenthätigkeit sich so ausserordentlich kultiviren läßt, als die Aufmerksamkeit, so sollten allgemein methodische Spiele und Uebungen in den Schulen eingeführt werden, um diese Fertigkeit extensive, intensive und protensive zu erhöhen.

gen und Empfindungen, die die Aufmerksamkeit demjenigen Gegenstand, worauf es ankömmt, entwenden. Vergl. Wolfii Psychol. emp. §. 240. Dahin gehört z. B. das Geräusch, Plaudern rc. in den Kirchen, welches durch eine bessere Kirchenzucht entfernt werden kann. Solche Störungen der Aufmerksamkeit, ehe man sich daran gewöhnt, sind z. B. fremde, etwa Schwäbische, Aussprache des Redners, weinerlicher Ton, falsche Deklamation und dergl. Der Grund liegt abermals in der größeren Sinnlichkeit, welche solche ungewohnte, mithin neue, Vorstellungen haben. Da aber das Ungewöhnliche ein so großes Reitzmittel der Aufmerksamkeit ist, so folgt hieraus die liturgische Regel:

11. daß man die Aufmerksamkeit durch liturgische Abweichungen vom Gewöhnlichen erhöhe. Das Nähere gehört nicht hieher.

12. Der Redner strebe in seinem ganzen Aeussern, Stellung, Kleidung rc. nach Fehlerlosigkeit und Untadelichkeit. „Es ist, sagt Kant in seiner Anthropologie S. 11. (so viel bekannt ist, aus seiner Selbstbeobachtung,) es ist eine besondere Unart unseres Attentionsvermögens gerade darauf, was fehlerhaft an Anderen ist, auch unwillkührlich seine Aufmerksamkeit zu heften, seine Augen auf einen dem Gesicht gerade gegen über am Rock fehlenden Knopf, oder die Zahnlücke rc.

zu richten.“ Das Drüberwegsehen oder Abstrahiren von solchen Dingen ist aber die Sache des sinnlichen Volkes am allerwenigsten.

In der Mitte der Rede läßt gewöhnlich die Aufmerksamkeit nach. (Ein Grund davon ist schon angegeben in diesem §. 9. a. c.) Es ist daher nöthig, sie immer von neuem anzufrischen, wie schon Aristoteles sagt: ὁπα αν η καιρος λεπτεον, wo sich nur schickliche Gelegenheit findet, muß man die Aufmerksamkeit gewinnen. Rhet. l. III. c. 4. Damit die Lust, immer noch mehr zu hören, unterhalten werde, muß

13. die Aufmerksamkeit belebt, d. i. immer von neuem gereitzt werden. Dieses geschieht

a. durch den Wechsel, Steigerung, Neuheit der Vorstellungen. S. 4. 5. 6.

b. durch schöne Darstellung.

c. Durch Beygesellung ästhetischer Ideen, d. i. solcher schönen Anschauungen, deren Reichhaltigkeit zu groß ist, als daß sie in Einen Begriff zusammengefaßt werden könnte. Dergleichen sind alle poetische Attribute. Eine solche schöne, dem Begriff überlegene Anschauung giebt die Urania, z. B. laß noch einmal den Tag vorüberziehn, der wie ein schöner Wandel untergieng, und mit dem Nach-

Nachklang seiner Harmonien schon zwischen zweyen Welten hieng. — Schillers poetische Werke sind voll von solchen Ideen.

d. Je mehr Vorstellungen mit unseren Meynungen einstimmen, oder auch kontrastiren; je mehr sie Lücken in unserem Gedankensystem ausfüllen, dunkle Vorstellungen aufklären, falsche berichtigen, todte fruchtbar machen ꝛc. desto mehr reitzen sie die Aufmerksamkeit.

Am besten wird daher in letzterer Rücksicht derjenige seine Gemeine befriedigen, der mit ihrem ganzen Zustand am bekanntesten ist.

Schlußanmerkung.

Ob Popularität in der Philosophie möglich sey, wird der Leser, wenn er unserer Warnung gemäß die Popularität nicht mit der Klarheit der Begriffe verwechselt, aus den Grundsätzen dieser Theorie leicht von selbst bestimmen können. Da der Standpunkt, auf welchen der Philosoph bey seinen Spekulationen sich stellt, die Principien, von denen er ausgeht; die Beweise, welche er führt; die Methode, deren er sich bedient, mit einem Worte alles von dem Verfahren der Popularität verschieden ist: so leuchtet ein, daß das Philosophiren, das wahre philosophische Denken, der wissenschaftliche Geist und Gang eben da aufhöre, wo die Popularität anfängt. Zwar kann man

Bayerische Staatsbibliothek München

man philosophische Resultate z. B. den moralischen Glauben an Gott popularisiren, popular mittheilen. Aber dadurch führt man Niemanden in die Philosophie ein, die ein gelehrtes, wissenschaftliches Denken erfordert, sondern man führt einen Satz der philosophischen Vernunft in die gemeine Denkart ein, der aber eben in und durch diese Einführung seine philosophische Natur ablegt. Die Philosophie ist eine Kunst, der Philosoph ein Vernunftkünstler. Wenn man nun dem Nichtkünstler, = Nichtphilosophen, philosophische Fabrikate und Resultate in die Hände giebt, so kann er diese wohl fürs Haus und Leben gebrauchen, aber nicht selber machen. Durch die Erwerbung philosophischer Resultate wird man bey weiten noch kein Philosoph. Vergl. meine Abhandlung hierüber im Philosophischen Journale herausgegeben von Fichte und Niethammer. 1798. Heft 4. S. 281. f.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Greiling, Johann Christoph,

Theorie der Popularität

Magdeburg 1805

Enc. 98
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10401162-1